Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł. Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38

Anzeigenpreise: Gewöhnl. Anzeigen jede mm-Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr, im Textteil 90 mm breit 60 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanzeigen 12 gr. Arbeitsuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bezw. Wiederholung Rabatt.

Folge 8 | Lemberg, am 19. Februar (Hornung) 1933 | 12. (26.) Jahr



An ä Gachelofen

Wenn se alle uff dr Schtraße,
Grumm vor Gälte, schneller loofen,
Dräbbchen bammeln an dr Nase,
Ja, da schätzt dr Mänsch sein'n Ofen.

An de Gacheln lähnt mer gärne
Dann sei Greize fimf Minuten
Un fiehlt nuff bis ins Gehärne
Aenne heeße Wälle fluten.

Nunderwärts in beede Fieße
Fließt de Wälle sanft zurick.
Sälich wie im Baradiese
Schteht mer da un feixt vor Glick.

„Du, mei Eeschen," meent mer leise
Un is wärklich tief geriehrt,
Weil mer ähmd uff solche Weise
De Verbundenheet ärscht schbiert.

Die Stellungnahme des Deutschen Klubs zum Budget

Rede des Abg. Jankowski vom 4. Februar 1933

Der Deutsche Klub hat zu jeder bisherigen polnischen Regierung sachlich Stellung genommen und in seiner Kritik sich nur von sachlichen Motiven leiten lassen, in der Erwartung, daß auch die Regierung endlich einmal den berechtigten kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Forderungen der deutschen Minderheit in Polen Rechnung trägt. Man glaubte in der Nach-Mai-Regierung Pilsudski—Bartel mehr Verständnis vorzufinden für die Belange der deutschen Minderheit. Man gab sich der Hoffnung hin, daß diese Regierung eine politische Linie gegenüber der Minderheit einschlagen wird, die allmählich zum Vertrauen gegenüber dem Staate führt. Aber auch die Nach-Mai-Regierungen haben die bis dahin eingeschlagene Politik den Minderheiten gegenüber nicht geändert. Alles ist darauf eingestellt, das deutsche Volkstum mit mehr oder weniger gewaltsamen Mitteln, sei es in Pommerellen, Posen, Schlesien, Lodz, Wolhynien oder Galizien zurückzudrängen. Wiederholt haben wir uns die Frage vorgelegt, ob es überhaupt noch einen Zweck hat, die besonderen Nöte der deutschen Minderheit hier im Sejm zur Sprache zu bringen. Wir tun es so lange, bis man die berechtigten Forderungen der deutschen Minderheit erfüllt hat. Wir werden in allen diesen Bestrebungen von allen uns rechtlich zustehenden Mitteln Gebrauch machen, nicht ausgeschlossen die im Minderheitenvertrag und Genfer Vertrag vorgesehenen internationalen Instanzen.

Wenn ich jetzt zur Besprechung des Budgets übergehe, so hat schon bei der ersten Lesung des diesjährigen Budgets der Deutsche Klub gegen die Realität des Budgets weitgehendste Bedenken geäußert. Nach den Kommissionsberatungen stellen wir fest, daß der Sejm das Budget mit einem Defizit von rund 400 Millionen beschließen soll. Es ist doch sehr gewagt, in der wirtschaftlich so unsicheren Zeit ein Budget mit solch' einem gewaltigen Defizit zu beschließen. Auf eine Mehreinnahme, als im Budget vorgesehen, ist sowohl bei den Steuern, als auch Monopolen und Zöllen nicht zu rechnen, denn der Konsum geht infolge der allgemeinen Verarmung der Bevölkerung immer mehr zurück. Die Steuerkraft der Industrie, des Handels und des Handwerks ist auf ein Minimum herabgesunken. Oder will man durch Einführung einer Dienstbotensteuer, wie sie in

den Kommissionsberatungen von einem Abgeordneten des Regierungsblocks vorgeschlagen wurde, die Staatseinnahmen um diesen Betrag heben? Auch die hohen Paßgebühren werden die Staatsfinanzen nicht retten. Seien wir doch ganz offen, ist es eines Kulturstaates würdig, für eine einmalige Ausreise eine Paßgebühr von 400 Zloty und für einen Jahrespaß 1600 Zloty zu erheben?

Ohne Zweifel sind die Ausgaben für das Kriegsministerium zu hoch. Von Jahr zu Jahr steigt der Ausgabenprozentsatz dieses Ministeriums im Verhältnis zu den Ausgaben der übrigen Ministerien; allerdings glaubt man, daß Polen diese gewaltigen Summen im Interesse der Verteidigung der Landesgrenzen aufwenden muß. Vor Ausbruch des Weltkrieges haben die europäischen Staaten den Grundsatz vertreten: willst du den Frieden, so rüste zum Kriege. Und es wurde in den einzelnen Staaten gerüstet, nicht um den Frieden zu erhalten, sondern auf einen Krieg vorbereitet, so lange, bis die Katastrophe im Jahre 1914 über Europa, ja die ganze Welt hereinbrach. Und heute dieselben Rüstungen, ob wirklich nur deshalb, um den Frieden zu erhalten?

Einer besonderen Würdigung verdient die innerpolitische und staatsbürgerliche Politik. Dieselbe wird nur von einem Gesichtswinkel aus betrachtet und demzufolge auch alle diesbezüglichen Maßnahmen getroffen: das ist die Feststellung des jetzigen Systems. Von diesem Gesichtspunkt aus werden sämtliche kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen und politischen Gesetze beschlossen bzw. Verordnungen erlassen. Ob Vereins- oder Versammlungsgesetz, Schulgesetz, kommunales Selbstverwaltungsgesetz, alles wird in den Dienst des jetzt herrschenden Systems gestellt. In der Wojewodschaft Schlesien werden die vom Schlesischen Sejm, der keine Regierungsmehrheit hat, beschlossenen Gesetze vom Wojewoden Grażyński nicht veröffentlicht und dadurch verhindert, daß sie Gesetzeskraft erhalten. Es sind dies die Gesetze über die Kommunalverbände und Kreisverwaltungen. Die im März des vergangenen Jahres beschlossenen Schulgesetze, die für das ganze Land außer der Wojewodschaft Schlesien Geltung haben, sind durch den Wojewoden im Verordnungswege auch auf die Wojewodschaft Schlesien ausgedehnt, obwohl die Schulfragen der Kompetenz des Schlesischen Sejms unterliegen. Weil es dem herrschenden System dienlich ist, setzt man sich über die schlesische Autonomie hinweg. Wir bezweifeln, daß der schlesische Wojewode eigenmächtig handelt, vielmehr aber nur den Auftrag der Regierung ausführt.

Das Vereins- und Versammlungsgesetz hat besonders unter der werktätigen Bevölkerung Bestürzung ausgelöst. Nur dem Genfer Vertrag ist es zu verdanken, daß bis zum Jahre 1937 das viel günstigere deutsche Vereins- und Versammlungsgesetz für die Gewerkschaften Geltung hat. Nach dem Jahre 1937 soll das polnische Vereins- und Versammlungsgesetz, welches dem bisher geltenden deutschen Recht gegenüber viel schlechter ist, auch auf Oberschlesien ausgedehnt werden. Ist es staatspolitisch, staatserzieherisch klug gehandelt, der werktätigen Bevölkerung Oberschlesiens zu erklären: bis 1937 genießt ihr noch die Rechte und Freiheiten der deutschen Gesetzgebung, nach dieser Zeit aber unterliegt ihr den viel schlechteren polnischen Gesetzen?

Der Generalreferent ersucht in seinem Bericht, die Kritik der Geschehnisse auszuschalten, auf welche die Regierung keinen Einfluß habe und die durch die allgemeine Weltwirtschaftslage hervorgerufen sind. Wir stimmen diesen Ausführungen vollkommen zu. Die Maßnahmen der Regierung auf allen Gebieten des innerstaatlichen Lebens bieten uns eine Fülle von berechtigter Kritik. Darunter fallen auch die willkürlichen Beschlagnahmungen der deutschen Tageszeitungen. Beschlagnahmen erfolgen auch wegen Veröffentlichung von übernommenen Nachrichten aus nichtbeschlagnahmten polnischen Zeitungen. Ganz verschieden üben die Zensoren ihr Amt aus. Der „Oberschlesische Kurier", der aus technischen Gründen in Königshütte und Kattowitz gedruckt wird, unterliegt z. B. in Königshütte der Beschlagnahme. Derselbe Artikel wird vom Zensor der Polizeidirektion in Kattowitz nicht beanstandet und die betr. Ausgabe auch nicht beschlagnahmt.

Der Innenminister glaubt, ein besonders strenges Regime zu führen. Es erübrigt sich dafür Beispiele anzuführen. Bei den Kommissionsberatungen erklärte der Innenminister, alle diese strengen Maßnahmen getroffen zu haben mit Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung und um den sozialen Frieden im Lande sicherzustellen. Ein sozialer Friede, der sich auf die Macht der Bajonette stützt, kann nicht von langer Dauer sein. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts antwortete im Deutschen Reichstag der Abg. Windhorst dem damaligen Kanzler Bismarck, welcher einen ähnlichen politischen Innenkurs einzuschlagen beabsichtigte: „Bajonette sind ganz nette Dinger, man kann sich aber nicht darauf setzen!" Dieses mag auch der Innenminister in allen seinen Maßnahmen und bei Einsetzung von Polizeikräften zur Sicherung der öffentlichen Ordnung und Erhaltung des sozialen Friedens im Lande bedenken.

In der Wirtschaftspolitik vermissen wir die große Linie. Ist das etwa konsequente Wirtschaftspolitik, wenn der Handelsminister an die polnischen Generaldirektoren und Aufsichtsräte in der oberschlesischen Großindustrie die Frage stellt: „Was habt ihr zur Polonisierung der oberschlesischen Großindustrie getan?" Bei einer Wirtschaftspolitik, die der Wirklichkeit nahesteht, müßte der Handelsminister an die verantwortlichen polnischen Generaldirektoren und Aufsichtsräte die Frage stellen: „Was habt ihr für die Wirtschaftlichkeit der oberschlesischen Betriebe getan, welche Vorschläge habt ihr mir zu machen, um die oberschlesische Bevölkerung vor Not und Elend zu schützen und zu verhindern, daß Gruben und Hütten stillgelegt werden?"

Ich kann dem Handelsminister die Versicherung geben, daß in der oberschlesischen Großindustrie die Polonisierung sehr gute Fortschritte gemacht hat. Dafür bürgen schon die Namen des Wojewoden Grażyński, des Abteilungsleiters Rudowski und der Demobilmachungskommissar. Die Polonisierung geht so weit, daß einzelne polnische Ingenieure (Gott sei Dank, nicht alle) Notizen führen über die nationale Zugehörigkeit der ihnen unterstellten Arbeiter und Angestellten, und daß die Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit als Grund zur Entlassung betrachtet wird. Ein größeres Werk führte sogar eine Karthothek ein, in welcher Rubriken geführt wurden zur Angabe des nationalen Bekenntnisses und Zugehörigkeit zu den gewerkschaftlichen Organisationen. Diese Kartothek ist auf unsere Beschwerde aus der Oeffentlichkeit verschwunden, aber wer gibt uns die Gewähr, daß dieselbe nicht doch im geheimen weitergeführt wird? Wäre es nicht nützlicher für die polnische Wirtschaft, wenn all dieser gewaltsame Kraftaufwand für die Polonisierung der Industrie in den Aufbaudienst der Wirtschaft gestellt würde? Aber die Polonisierung macht Fortschritte und die Wirtschaft geht zurück. Gruben und Hütten werden stillgelegt, Arbeiter und ihre Familien der Arbeitslosigkeit und dem Elend preisgegeben.

Heraus mit dieser Politik aus der Wirtschaft! Zum großen Teil hat es diese Politik verschuldet, daß in Oberschlesien allein im vergangenen Jahre 9 Gruben, 6 größere Hüttenbetriebe stillgelegt wurden. Hinzu kommt noch eine Anzahl von kleineren Werken. Das Arbeitslosenheer wurde dadurch um 50 000 vermehrt. In diesem Jahre sind die weltberühmten Ferrumwerke stillgelegt, zurzeit schweben wieder Verhandlungen über die Stillegung von zwei weiteren Kohlengruben. Vertrauliche Verhandlungen werden darüber geführt, die Arbeiter im Bergbau von zurzeit 52 000 auf 30 000 zu reduzieren. Im 3. Quartal des Jahres 1923 betrug die Belegschaftsziffer im oberschlesischen Bergbau 160 000. Nach 10 Jahren sollen kaum 20 Prozent der damaligen Belegschaft beschäftigt werden. Im Warschauer „A. B. C." erschien im Dezember v. Js. eine Artikelserie mit der Ueberschrift „Tragödie Oberschlesiens". Es ist eine Tragödie, wenn man sich vergegenwärtigt, wie allmählich ein Schornstein nach dem anderen aufhört zu rauchen und die Industrie fast vollständig zum Stillstand kommt.

Es wäre doch erwünscht, von der Regierung eine klare Antwort zu erhalten, was mit der oberschlesischen Großindustrie für die Zukunft geschehen soll. Von den Sowjetaufträgen und den nordischen Kohlenmärkten kann die oberschlesische Industrie nicht existieren. Es müssen andere Absatzmöglichkeiten dafür geschaffen werden. Von allen zuständigen Ministerien wird immer wieder betont, daß die Regierung mit besonderer Aufmerksamkeit die Entwicklung der oberschlesischen Industrie verfolgt und ihr besondere Fürsorge angedeihen läßt. In der Praxis tritt diese Fürsorge sehr wenig in Erscheinung. Davon zeugt doch am besten die prozentual stärker vorhandene Arbeitslosenziffer. In der Struktur Oberschlesiens allein kann die hohe Arbeitslosenziffer nicht begründet sein. Aller menschlichen Berechnung nach werden die Arbeitslosen nie wieder in ihren alten Berufen Beschäftigung finden. Mit allem Ernst muß man sich damit befassen, was denn eigentlich mit diesen Menschen geschehen soll. Die Arbeitslosenfürsorge deckt nicht die allerbescheidensten Lebensansprüche der Arbeitslosen. An Barunterstützungen entfallen durchschnittlich nach Wegfall der staatlichen Unterstützungssätze auf einen Arbeitslosen bzw. seinen Familienangehörigen täglich 9—11 Groschen. Mit den Naturalunterstützungen erhöht sich der Betrag auf höchstens 25 Groschen. Der Strafgefangene verursacht dem Staate eine Durchschnittsausgabe von 80 Groschen pro Tag. Polen rühmt sich dessen, die geringste Arbeitslosenziffer unter den größeren europäischen Staaten aufzuweisen. Ist es denn nicht möglich, daß ein 32-Millionenvolk die verhältnismäßig geringe Anzahl von Arbeitslosen materiell auf dieselbe Stufe stellt, wie die Arbeitslosen derjenigen Staaten, welche 3—6 Millionen Arbeitslose zählen?

Die Arbeitslosenfrage entwickelt sich allmählich auch bei uns als Agrarstaat zu einer innerpolitischen ersten Ordnung. Alle Kräfte sollten deshalb eingesetzt werden, um auf diesem Gebiet wirksam Abhilfe zu schaffen.

Wenn wir in sachlichen und kritischen Ausführungen zum Budget Stellung ge-

nommen haben, verkennen wir die Tatsache nicht, daß auch die Regierung und in dieser Zeit auch jede andere Regierung vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten stehen würde. Trotzdem lehnen wir das Budget ab, denn alle innen- und außenpolitischen Schwierigkeiten entbinden die Regierung nicht, Gerechtigkeit und Ueberparteilichkeit auch gegenüber den nationalen Minderheiten obwalten zu lassen.

Aus Zeit und Welt

In 3 Monaten Wahl des Staatspräsidenten

Das Plenum des Sejm beendigte noch am Sonnabend die Generaldebatte über den Voranschlag des Budgets. Der Referent, Oberst Miedzinski, stellte gegenüber den Ausführungen des Prof. Rybarski fest, daß die Regierung nicht daran denke, das gegenwärtige Parlament vor Ablauf seiner Wahlperiode aufzulösen und Neuwahlen stattfinden zu lassen. Die Wahl des neuen Staatspräsidenten werde auf jeden Fall durch das gegenwärtige Parlament, und zwar in 3, nicht 4 Monaten vorgenommen werden. Er, Miedzinski, könne der Opposition dafür garantieren, daß diese Wahl sich auf jeden Fall in voller Ruhe und ohne Störung vollziehen würde.

Der Sejm ging dann zur Beratung der einzelnen Haushalte über und nahm ohne Debatte die Haushaltsvoranschläge des Staatspräsidenten, des Parlaments, der Obersten Kontrollkammer und des Ministerpräsidiums an. In der heutigen Sejmsitzung werden die Budgets des Außenministeriums, des Ministeriums für Industrie und Handel, des Ministeriums für soziale Fürsorge und der Heeresetat beraten.

Änderung des Bank-Polski-Statuts

Die Regierung hat den Entwurf eines Gesetzes ausgearbeitet, der eine entscheidende Abänderung der Basis vorsieht, auf welcher die Stabilität der polnischen Währung gegenwärtig beruht. Einer auf den 9. Februar d. Js. einberufenen außerordentlichen Generalversammlung der Bank Polski hat das Projekt einer Aenderung der Statuten der Bank vorgelegen, nach welcher in Zukunft nur noch der Banknotenumlauf, nicht aber die übrigen täglich fälligen Verbindlichkeiten der Bank eine gesetzliche Mindestdeckung haben sollen. Zur Deckung soll in Zukunft nur noch Gold verwandt werden können, nicht aber mehr die bisherigen deckungsfähigen Devisen.

In der Praxis würde das bedeuten, daß die heutige Mindestdeckungsgrenze des Notenumlaufes und der Sichtverpflichtungen der Bank Polski erheblich herabgesetzt werden würden. Der Wortlaut dieses Entwurfes und weitere Angaben sind bisher nicht veröffentlicht worden.

Die Statuten der Bank Polski schreiben zur Zeit für die Deckung der Banknoten und der täglich fällige Verbindlichkeiten durch Gold allein 30 Prozent und durch Gold und deckungsfähige Devisen 40 Prozent vor. Im letzten Ausweis der Bank Polski vom 20. Januar lag die Deckung erheblich über diesen statutarischen Grenzen, und zwar betrug sie durch Gold allein 43,23 Prozent und durch Gold und Devisen 46,07 Prozent. Der Banknotenumlauf war zuletzt durch Gold mit 53,39 Prozent gedeckt.

Die Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß allmählich bei der Bank Polski infolge der rapiden Abnahme des Bestandes an deckungsfähigen Devisen der relative Anteil der Golddeckung ständig gewachsen ist. Die Goldbestände betrugen am 31. 12. 1929 ca. 700 Millionen Zloty, 1930 ca. 562 Millionen, 1931 ca. 600 Millionen und 1932 ca. 502 Millionen Zloty, der Bestand an deckungsfähigen Devisen wies an den genannten Stichtagen folgende Ziffern auf: 418 — 288 — 87 — 48 Millionen Zloty. Im Verlauf von drei Jahren ist also der Devisenbestand auf ca. ein Neuntel zurückgegangen! Diese Entwicklung dürfte der Regierung den Entschluß, Devisen überhaupt nicht mehr zur Deckung heranzuziehen, nahegelegt haben, und die diesbezüglichen Erwägungen sind wohl noch verstärkt worden durch die Tatsache, daß nach der Aufgabe des Goldstandards durch England und durch die Entwertung des Pfundes immer mehr „deckungsfähige" Devisen in den Strudel der Entwertung hineingerissen wurden und damit ohnehin als Deckungsgrundlage zweifelhaft wurden.

Der Hinweis, daß in Zukunft die täglich fälligen Verbindlichkeiten nicht mehr unter die gesetzliche Deckungspflicht fallen sollen, kennzeichnet aber darüber hinaus den Entwurf als einen Versuch, durch die Aenderung der Deckungsvorschriften eine Kreditausweitung durch das Zentralnoteninstitut vorzubereiten. Hierüber wird man Genaueres aber erst sagen können, wenn der Entwurf in seinen Einzelheiten vorliegt.

Deutscher Reichstag aufgelöst

Die Reichsregierung Hitler hat beschlossen, den Reichstag aufzulösen. Der Beschluß des Reichskabinetts wurde vom Reichspräsidenten Hindenburg genehmigt.

Die Verordnung des Reichspräsidenten über die Auflösung des Reichstags hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem sich die Bildung einer arbeitsfähigen Regierung als nicht möglich herausgestellt hat, löse ich auf Grund des Art. 25 der Reichsverfassung den Reichstag auf, damit das deutsche Volk durch Wahl eines neuen Reichstages zu der Neubildung der Regierung des nationalen Zusammenschlusses Stellung nehme."

Gleichzeitig ist durch eine weitere Verordnung vom 1. Februar vom Reichspräsidenten als Wahltermin der 5. März 1933 bestimmt worden.

In der Kabinettssitzung verlangten Papen und Hugenberg die Erklärung des Staatsnotstandes und die Nichtausschreibung von Neuwahlen für den Reichstag, was jedoch nicht die einmütige Annahme fand.

In der Kabinettssitzung, die am 1. Februar abends stattfand, hat Reichskanzler Hitler einen Aufruf an das deutsche Volk vorgelesen, den sämtliche Reichsminister einstimmig gebilligt hatten.

Reichskanzler Hitler hat noch am Mittwoch abend um 10 Uhr im Rundfunk den Aufruf an das deutsche Volk verlesen, in dem er die vom Reichskabinett beschlossene und vom Reichspräsidenten genehmigte Auflösung des Reichstages begründete. Im Aufruf wird u. a. gesagt: Ueber 14 Jahre sind vergangen seit dem unseligen Tage, da, von inneren und äußeren Versprechungen geblendet, das deutsche Volk der höchsten Güter unserer Vergangenheit, des Reiches, seiner Ehre und seiner Freiheit vergaß und dabei alles verlor. Seit diesem Tage des Verrats hat der Höchste unserem Volk seinen Segen entzogen... Vierzehn Jahre Marxismus haben Deutschland ruiniert. Ein Jahr Bolschewismus würde Deutschland vernichten. Die Parteien des Marxismus und seiner Mitläufer haben vierzehn Jahre Zeit gehabt, ihr Können zu beweisen. Das Ergebnis ist ein Trümmerhaufen. Die Regierung der nationalen Erhebung ist entschlossen, in vier Jahren die Schuld von vierzehn Jahren wieder gutzumachen. Binnen vier Jahren muß der Bauernstand wieder gehoben sein. Binnen vier Jahren muß die Arbeitslosigkeit endgültig überwunden sein. Gleichlautend damit ergeben sich die Voraussetzungen für das Aufblühen der Wirtschaft.

Um das Rußlandgeschäft

Die polnische Handelsabordnung unter Führung von Prof. Kasprowicz begab sich nach Moskau, um den Lieferungsvertrag zu verlängern. Die Grundzüge des neuen Vertrages wurden bereits auf diplomatischem Wege in Moskau festgesetzt. Die bisherige Höhe des Kredits von 1,2 Millionen Zloty wird beibehalten. Gleichzeitig begeben sich Vertreter der interessierten polnischen Industriezweige, des Verbandes der polnischen Mechaniker, der Aktiengesellschaft Scheibler und Grohmann, der Königs- und Laurahütte in Oberschlesien, der Lokomotiv-, Waggon- und elektrotechnischen Fabrik sowie Vertreter der Schweinezüchter nach Moskau.

Kriegerfriedhöfe in Polen und in anderen Ländern

In der letzten Sitzung der Verwaltungskommission des Sejm wurde über eine Regierungsvorlage zum Gesetz über die Kriegerfriedhöfe in Polen beraten. Das Gesetz hat zur Aufgabe die Erhaltung von Kriegergräbern und Kriegerfriedhöfen in Polen, ohne Rücksicht auf die Nationalität der Gefallenen.

Auf dem Gebiete der polnischen Republik sind 1 300 000 Soldaten, die im Weltkrieg und im polnisch-bolschewistischen Krieg gefallen sind, beerdigt. Dieses Millionenheer von toten Soldaten ist auf 10 255 Friedhöfen in 427 899 Einzel- und in 79 712 Massengräbern beerdigt. Der größte Teil dieser Friedhöfe ist bereits instand gesetzt worden, 3600 sind jedoch noch nicht in Ordnung. Die allgemeinen Ausgaben für den Unterhalt der Kriegerfriedhöfe in Polen einschließlich der Verwaltungsausgaben betrugen bisher 4 Millionen Zloty.

Aus einer der Gesetzesvorlage beigefügten Zusammenstellung geht hervor, daß in bezug auf die Zahl der im Lande beerdigten Kriegsopfer von den anderen Ländern nur Frankreich vor Polen steht. Und zwar sind in französischem Boden 1 350 000 Soldaten in 1 055 174 Gräbern beerdigt. In Polen sind 1 300 000 Soldaten in 567 610 Gräbern beerdigt. Die jährlichen Ausgaben Polens für die Betreuung der Kriegerfriedhöfe betragen 357 000 Zloty.

An dritter Stelle steht Rumänien mit 800 000 Gefallenen; die jährlichen Ausgaben betragen 560 000 Zloty. Es folgt Deutschland mit 321 000 Gefallenen und 1 676 920 Zloty Jahresausgaben und Italien mit 275 000 Gefallenen und 3 350 000 Zloty Jahresausgaben.

Gesundheitspflege

Erfrierungen vorbeugen!

Die Ursache des Erfrierens von Körperteilen liegt vor allem in einer Lähmung der peripheren Blutgefäße. Die Adern verlieren durch dauernde Kälteeinwirkung die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, sie bleiben weit, das Blut staut sich in ihnen, die Glieder werden blau, schwellen an und bieten dann den Eindruck des erfrorenen Fingers oder der erfrorenen Zehe. Wenn wir den Erfrierungen vorbeugen wollen, so müssen wir in erster Linie darauf bedacht sein, die dem Körper von der Natur gegebene Schutzvorrichtung tunlichst zu kräftigen, teils durch Hebung des Gesamternährungszustandes in Fällen von Blutarmut, Bleichsucht usw., teils durch eine zielbewußte Abhärtung des Körpers. Nur eine Haut, die tagtäglich gezwungen wird, auf Kältereize und auf mechanische Reize (kalte Abwaschung, kalte Dusche, kalte und trockene Abreibung) in der ihr von der Natur vorgezeichneten Weise zu antworten, versagt ihren Dienst nicht nur in der Stunde der Gefahr.

Zur Erkältung und Erfrierung veranlagte Menschen werden der Belebung und Kräftigung der Blutgefäße der Hände und Füße durch kalte Abreibungen und Duschen, wechselwarme Hand- und Fußbäder eine besondere Sorgfalt zuwenden müssen. An zweiter Stelle steht die Sorge für eine zweckmäßige Bekleidung, namentlich jener Teile, die den Erfrierungen in höherem Maße ausgesetzt sind. Die Bekleidung muß nicht nur einen genügenden Schutz gewähren, sie darf auch den Blutumlauf in keiner Weise hemmen und soll überdies den eingeschlossenen Gliedern (Zehen) genügenden Spielraum zu kleinen Bewegungen lassen. Also gut sitzendes, bequemes Schuhwerk, warme Strümpfe, warme, weite Handschuhe, bei extremen Kältegraden am besten Fäustlinge. Es wird sich überdies empfehlen, bei Aufenthalt im Freien durch genügende Bewegung, zeitweiliges Frottieren stärker durchkälteter, ungenügend geschützter Teile (Nase, Ohren) den Blutumlauf zu unterstützen.

Blutarme Menschen mit träger Zirkulation müssen endlich noch den unvermittelten Uebergang aus der Kälte in die Wärme meiden. Denn rasche Erwärmung auch wenig durchkälteter Teile wirkt bei diesen auf die Blut-

gefäße ebenso lähmend wie die Kälte. Wie soll man sich nun verhalten, wenn man befürchtet, einen Körperteil erfroren zu haben? Wir sagen absichtlich: befürchtet! Denn, wenn man von den schweren Erfrierungen absieht, lassen sich kaum sichere Merkmale angeben, daß die Grenze der Reaktionsfähigkeit des Gewebes überschritten wurde. Erfahrungsgemäß werden die meisten Menschen durch die vollendete Tatsache überrascht und entdecken eines Tages, durch das lästige Gefühl des Juckens und Brennens aufmerksam gemacht, die ominöse blaurote Schwellung. Hegt also jemand die gedachte Befürchtung, dann heißt es so handeln, als liege eine schwere Erfrierung vor. Er wird den durchkälteten Körperteil in kaltem Raum mit einem in eiskaltes Wasser getauchten Tuch, noch besser in Schnee, so lange kräftig frottieren, bis das Steifigkeits- und Kältegefühl gewichen ist und ein angenehmes Wärmegefühl die Haut durchrieselt. Nunmehr darf das Glied in einen warmen Raum gebracht werden und soll in diesem, eventuell in einem lauwarmen Bad, nochmals kräftig frottiert werden

Aus Stadt und Land

Lemberg. Der musikalische Zirkel des Evgl. Gymnasiums in Lemberg veranstaltet am 19. Februar d. Js. um 5 Uhr nachm. einen „Bunten Abend" heiteren Inhalts zugunsten der Ausspeisung unserer Schuljugend. Wir bitten um zahlreichen Besuch.

Lemberg. (Gymnasialverein.) Der Vorstand des Gymnasialvereins bringt höflichst in Erinnerung, daß an Mitgliedsbeitrag gegenwärtig 1 Zloty pro Quartal zu entrichten sind. Zahlungen nimmt Herr Hans Gorgon als Vereinskassierer entgegen. Sie können auch bei der Genossenschaftsbank Lwów, Chorążczyzna 12, für Rechnung des Vereins geleistet werden. Helfet zur Erhaltung unserer Mittelschule!

Lemberg. Frau Karoline Mitschke †. Am 30. Januar verschied nach langer, schwerer Krankheit im 65 Lebensjahre Frau Karoline Mitschke, die langjährige Vizepräsidentin des Evgl. Frauenvereins in Lemberg. Der Frauenverein erleidet durch das Ableben dieses wahrhaft edelgesinnten und hochverdienten Mitgliedes einen schweren Verlust. Die Verstorbene hat in den Reihen des Vereins durch 45 Jahre mit unermüdlichem Eifer gewirkt und hierbei stets weitgehendste Hilfsbereitschaft, Opferwilligkeit und wahre christliche Nächstenliebe an den Tag gelegt. Ganz besonders waren es die hilfsbedürftigen Kinder in der Gemeinde und die Zöglinge des Studentenheims, denen ihre herzliche Fürsorge galt. Noch auf dem Krankenlager nahm sie lebhaften Anteil an den Sorgen des Vereins, und ihre nie ermüdenden Hände schufen schöne Handarbeiten für die Christbescherung. In ihrer letzten Willenskundgebung beschenkte die Verstorbene den Verein mit einer Barspende von 200 Zloty. Der Frauenverein wird Frau Karoline Mitschke ein dauerndes und treues Andenken bewahren.

(Evgl. Frauenverein.)

Lemberg. (11. Stiftungsfest des V. D. H.) In den Tagen vom 26. Februar bis zum 1. März findet das diesjährige Stiftungsfest unseres Vereins statt, das trotz der schwierigen materiellen Lage seinen Vorgängern in der Art der Darbietungen nicht nachstehen soll. Den Reigen eröffnet der Theaterabend, der Sonntag, den 26. Februar l. Js., im Festsaal der evang. Gemeinde, um 5 Uhr nachm. stattfinden wird. Zur Aufführung gelangt „Die Brücke" von Erwin Guido Kolbenheyer, dessen Werke in der letzten Zeit in Deutschland und Oesterreich mit größtem Erfolg über die Bretter gingen. Im Mittelpunkt des dramatischen Geschehens steht der Bau einer Brücke. Der Kampf um den Bestand der Brücke mitten im Toben der entfesselten Elemente ergibt eine Fülle von spannenden Momenten. Darüber hinaus tritt in der äußerst planvoll aufgebauten Handlung der Gegensatz zwischen der alten und jungen Generation zutage. Die Schlußszene bringt die Lösung und einen hoffnungsfrohen Ausblick in die Zukunft. Wir glauben, daß dieses Stück großes Interesse erwecken wird, zumal Kolbenheyer das erste Mal in Lemberg gegeben wird. Montag, den 27. 2., findet der interne Festkommers in dem Saale des „Hotel Europa" statt, zu dem besondere Einladungen erfolgen. Der Ball ist für Dienstag, den 28. Februar, um 10 Uhr abends im Festsaal der evang. Gemeinde anberaumt worden. Die Reihe der Festtage findet ihren Ausklang am Mittwoch, dem 1. März, um 4 Uhr nachm. im Heim unseres Vereins.

Die Eintrittspreise für den Ball betragen 3.50 Zloty, für Hochschüler 1.50 Zloty, Familienkarten für 3 Personen 8 Zloty, für die Vorstellung sind Karten erhältlich von 0.49—2.49 Zloty im „Dom"-Verlag, Zielona 11, ab Donnerstag, den 23. Februar in der Zeit zwischen 4—6 Uhr nachm.

Zum Schluß wollen wir noch der Hoffnung Ausdruck geben, zu unserem Stiftungsfest zahlreiche Gäste bei uns begrüßen zu können.

Bolechów. (Zweiglehrerverein Stryj, Sitzung vom 13. Januar 1933.) Die Sitzung beginnt mit der praktischen Lektion „Czasownik", 4. Abteilung, gehalten von Herrn Kollegen Enders. Der Leiter der Lektion zeigt den Schülern ein Stück Holz, die Tätigkeiten, welche an demselben ausgeführt werden können, nennen. Es erfolgt die Entwicklung des Begriffes „Czasownik" und nach Aufgabe entsprechender Beschäftigung für nach Hause schließt die Lektion.

Der Obmann begrüßt hierauf alle Erschienenen, 18 Mitglieder, 6 Gäste, darunter Leiter zweier öffentlicher Schulen in Bolechów.

Der Bericht der letzten Sitzung wird verlesen und genehmigt. Darnach erfolgt die Besprechung der Lektion, die sich äußerst rege gestaltet.

Das Referat „Kerschensteiners Begriff der Arbeitsschule", gehalten von Herrn Koll. Rud. Niemczyk, wird mit großem Interesse verfolgt und die Aussprache abschnittweise vorgenommen. Um 2 Uhr wird die Sitzung unterbrochen, Fortsetzung um 4 Uhr. Oberlehrer Adolf Bollenbach hält sein Referat „Der neuzeitliche Erdkundeunterricht in unseren Schulen". Beiden Herren Referenten wird Dank und Anerkennung für ihre Arbeit zuteil.

Der Punkt „Allfälliges" nimmt noch zu einigen Fragen Stellung.

Um 6 Uhr schließt der Vorsitzende mit Worten des Dankes gegen alle für die Teilnahme, besonders aber Herrn Kollegen Enders und die Gemeinde Bolechów, die Sitzung.

Der Abend vereinigte eine stattliche Zahl von Gästen im Gemeindehause, wo Kollege Enders für seine Operette „Im Lenz, wenn die Rosen blühn" dankbares Publikum fand. In den Pausen wurde die Gelegenheit ergriffen, auf die Wichtigkeit der Lehrerkonferenzen für das Gedeihen unserer Schulen hinzuweisen und der versammelten Gemeinde Pflege und Förderung von Schule und Kirche, Glaube und Volkstum warm ans Herz gelegt. Zum Schlusse wurde der Gemeinde nochmals der Dank für die gastliche Aufnahme zum Ausdruck gebracht.

Neu-Sandez. Am 27. Dezember 1932 fand bei uns zum drittenmal eine Jubelfeier statt. Diesmal leitete diese Feier unser Herr Vikar L. Hartmann. Er verstand es in der Leitung und seiner Ansprache, das Schöne und Gute des Altgermanischen mit dem christlichen Weihnachtsfeste zu verbinden, so daß wir ein völkisch-religiöses Fest erleben durften. Verschönt wurde diese Feier durch Absingen von Weihnachtsliedern und Vorträgen einiger gut passender Gedichte. Unsere große Jugendfamilie, über 70, war mit einigen Vertretern aus dem Reiche der Alten schön beisammen und unterhielt sich mal so unter sich allein. Dem Schlusse des ernsten und dann lustig heiteren Teils, der eigentlichen Feier, folgte für einige Stunden Tanz.

K.

Stanislau. Seit Ende November v. J., durch nun schon über 9 Wochen, lag der in Stanislau allgemein bekannte und geschätzte Schlossermeister H. Julius Schärer, Zunftmeister der Metallgewerbetreibenden, an einem gefährlichen Lungenabszeß schwer krank darnieder. Durch mehrere Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod. Eine glückliche Operation bewahrte ihn vor dem in solchen Fällen meist unausbleiblichen Tode. Nun er der Genesung entgegengeht und die ersten Gehversuche macht, ist es ihm und seiner Frau ein herzliches Bedürfnis, auf diesem Wege den ihn behandelnden Ärzten und pflegenden Schwestern tief empfundenen Dank auszusprechen, besonders dem Stadtphysikus Dr. Hacker und Dr. Ferenczewicz, die beide eine richtige Diagnose aufgestellt hatten und den Kranken mit großer Treue behandelten, sowie dem Operateur Dr. Lachmund, Direktor des allgemeinen Krankenhauses, und dem Spezialist für Lungenleiden, Dr. Hamerski. Nicht weniger dankbar ist der Patient und seine Angehörigen für den vorbildlichen Pflegedienst der Schwestern Kerry Dreßler und Ria Hirschfeld, die in der Tag- und Nachtpflege wechselten, ferner der Oberschwester Martha Zöckler, die bei der Operation assistierte. Mit aufrichtiger Dankbarkeit erzählte der Genesende von der Fürsorge des ihm befreundeten Krankenkassendirektors, des H. Kochanski, der auf eine dreiwöchentliche Nachkur in dem Sanatorium in Worochta drängt. Die evangelische Gemeinde in Stanislau, deren geschätztes tätiges Glied Herr Schärer ist, sowie die ihm nahestehenden Kreise der Bürgerschaft der Stadt nahmen und nehmen sehr regen Anteil an der Genesung des allseits geachteten Kranken. — Möge ihm zu seinen Berufspflichten in Bälde neue Gesundheit und Kraft geschenkt sein!

Zeitschriften

Deutsche Frauenkultur 2/1933. Die Mechanisierung des Lebens. Dieses Thema, an das die bekannte Schriftstellerin P. Sophie Rogge-Börner ihre mahnenden Forderungen knüpft, wird im Februar-Heft der „Deutschen Frauenkultur" zur Aussprache gestellt. Für alle Frauenkreise sind diese Erörterungen von Bedeutung, denn... „es liegt auf dem Wege der Frau, sich für die Erneuerung des Handwerkes anzunehmen". — Daß der Verband „Deutsche Frauenkultur" bereits jahrzehntelang an der Lösung dieser Frage mitgearbeitet hat, zeigt der lebendige Aufsatz „Das Deutsche Kunsthandwerk auf der Leipziger Messe von 1918—1932" von Agnes Gerlach. — Aus der staatlichen Fachschule für Glasindustrie Zwiesel im Bayrischen Wald werden im gleichen Heft eine Reihe schöner Gläser gezeigt. Fritz Böhme berichtet in einem interessant bebilderten Aufsatz „Gezeichnete Musik" über die bedeutsame Entdeckung von Oskar Fischinger. — Dem Gedächtnis Richard Wagners ist der Beitrag von Erich von Hartz „Richard Wagners Schicksalsstand in der Wende zweier Zeitalter" gewidmet. — Der Kleiderteil bringt eine reiche Auswahl schöner, zeitloser Modelle, vorherrschend „für das junge Mädchen" im Hinblick auf Ostern mit Konfirmation, Schulentlassung, Lehrbeginn usw. — Das nächste Heft wird den „Handarbeiten am Kleid" gewidmet sein. — Die Zeitschrift, die vom Verband Deutsche Frauenkultur, E. V., herausgegeben wird und im Verlag Otto Beyer, Leipzig, erscheint, ist zum Heftpreis von 1 Rm. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Nähere Auskunft über den Verband und seine Ziele erteilt die Geschäftsstelle Nürnberg-A., Königstraße 3.

Wirb neue Leser für dein Blatt!

Börsenbericht

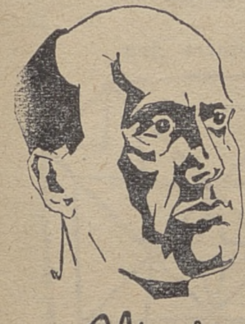
1. Dollarnotierung v. 2. Februar bis 8. Februar 1933 privat: 8.90 bis 8.92.
2. Getreidepreise haben sich unwesentlich geändert.
3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf: vom 2. bis 8. Februar 1933. Butter (Block) 2.40 zł. Kleinpackung 2,60 zł. Milch 0.18 zł. Sahne 0.80 zł. Eier (Schock) 6.20 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landw. Genossenschaften in Polen Lwów, Chorążczyzna Nr. 12.

Begegnungen mit Grossen

Mussolini orakelt

Von Austriacus.



Im Vorzimmer des Duce trifft man sich, wie man einander zur Mittagsstunde auf dem Corso Umberto begegnet. Exzellenzen und solche, die es werden wollen, Finanzgewaltige, schöne Frauen, Reporter, Faschisten aller Grade, Deputationen. Ein Huissier schmettert plötzlich in die Luft: „Exzellenz lassen bitten."

Hier, im Palazzo Chigi, hochparterre links, sind einmal die österreichisch-ungarischen Botschafter zu Hause gewesen. Heute thront der Allgewaltige selber in ihrem Kabinett. Ein überdimensionales Kabinett ist das. Groß wie eine Reitschule, voll düsterer Pracht, wie der sterbende Palast aus der Legende. Ständig in Halbdunkel getaucht. Grün und gefährlich leuchtet, vom Jenseits herüber — nein, nur vom anderen Ende des Saales — das Augenpaar des allersouveränsten Herrschers dieser Welt. Hoch aufgereckt steht er vor seinem Schreibtisch. Läßt den Besucher auf sich zukommen. Reicht ihm die Hand, wie es keine Hofetikette prunkvoller vorschreiben könnte.

Mussolini ist der beste Redner der Welt. Ein Staatsmann, der einen Heldentenor lehren könnte. Das ist sein Geschäft. Und darüber hinaus ist er der unterhaltendste Plauderer. Mit deutschen Besuchern spricht er vom Kegelschieben und Walter von der Vogelweide. Wer könnte da so kleinlich sein, noch daran zu denken, daß der Duce eben diesen Walter einmal in öffentlicher Rede als einen Zwerg im Vergleich zu Dante bezeichnet hat?

Irgendwie leuchtet plötzlich das Wort „Brennergrenze" im Gespräch auf. Da ist alle Unbefangenheit verflogen. Schwere Schatten lasten auf dem halbdunklen Zimmer. Jedes Wort des Duce, vorsichtig und nachdenklich ausgesprochen, ist ein Programm. Nur, daß man Programme nicht überschätzen soll. Das Leben ist doch ganz anders. Und Mussolini, der Zauberer, hat seine magische Gewalt der Rede und der Verführung vielleicht gerade daher, daß er das Leben, das Leben selber ist.

Im WALD und auf der HEIDEN

Schwimmende Inseln und Moore an der deutschen Nordseeküste

Der römische Geschichtsschreiber Plinius erzählt in seinem Buch über Germanien von ungeheuren Eichen, die, am Meerufer wurzelnd, „von den Fluten untergraben oder vom Sturm gefällt, große Inseln mit sich fortreißen, welche ihre Wurzeln umfassen. So treibest sie, geradestehend, auf dem Meere", zum Schrecken der römischen Flotten.

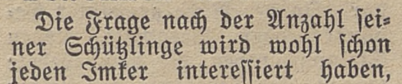
Diese schwimmenden Inseln gehören durchaus nicht, im Gegensatz zu manchen anderen Berichten der römischen Geschichtsschreiber, in das Reich der Fabel. In den Watten unserer deutschen Seeküsten findet man in und unter den Marschen und unter dem Schlick vertorfte, auf eigentümliche Art zersetzte, schwarz oder braun gewordene Pflanzenmassen oder -reste, also richtiggehende Moore. Während man sonst aber Moore meist in Süßwassergebieten antrifft, sind solche Erscheinungen hier an der Meerküste zu finden, und diese Eigentümlichkeit hat eine lebhafte Diskussion über die Frage ihrer Herkunft ausgelöst.

Der Chronist Heimreich berichtet: „Es soll um diese Zeit das Moor aus Island mit dem Nordwesten Winde an einem großen, dicken und finstern Walde, so der düstere Damswald geheißen... seyen angekommen und sich auf gedachtem Walde niedergelassen haben." Und er weist zur Bekräftigung auf die Beschreibung der Niederlande von Jacobi Meyer hin: „...daß bei St. Omer in Artois viele Eiländer in einem Pful oder See liegen, die hin und wieder schweben und mit Graß und Bäumen seyn bewachsen, und wenn man ein Tau oder Strick an einem Baum festmachet, man dieselbe könne hin und herziehen, obschon sie so groß seyen, daß auf etlichen unzählige Kühe und Schafe weiden."

Eine andere Möglichkeit, wie die untermeerischen Wälder entstanden sein können, ist die, daß die Bäume erst auf den schwimmenden Inseln Wurzel gefaßt und diese dann, durch ihre immer größere Last, in den weichen Meeresschlamm gedrückt haben.

Der Reisende J. G. Kohl fand an der Küstenstrecke zwischen Elbe und Ems zahlreiche Beweise, daß die Nachrichten über schwimmende Inseln sich auf losgerissene Moorstrecken beziehen, „die, wenn das Wasser niedrig ist, ruhen, während sie bei hohem Stande des Wassers, wo es zwischen Sand und Moor eindringt, in die Höhe gehoben werden und auf dem Wasser schwimmen. Auf diesen Mooren liegen Häuser, ja ganze Dörfer, welche jährlich diese Hebung und Senkung samt der Grund- und Bodendecke, auf der sie ruhen, mitmachen. Sie steigen im Frühling bei hohem Wasser sechs, acht, ja zehn Fuß und lassen sich im Sommer, wenn es trocken ist, mit ihrem Moore wieder auf dem Sande nieder. Ich war selbst in mehreren solchen schwimmenden Dörfern."

Wieviel Bienen bewohnen einen Stock?



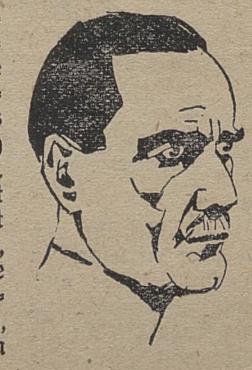
Die Frage nach der Anzahl seiner Schützlinge wird wohl schon jeden Imker interessiert haben, und alle Bienenzüchter werden es freudig begrüßen, daß jetzt eine Fabrik, die sich mit der Herstellung feinster Meßinstrumente beschäftigt, einen Apparat herausgebracht hat, der es ermöglicht, die Bienen, die in einen Bienenstock einfliegen, zu zählen. An der Einflugsöffnung wird ein kleines, höchst empfindliches Mikrophon angebracht, das das geringste Geräusch verzeichnet. Es gibt also auch das Kriechen der einzelnen Bienen wieder. Die schwachen Ströme, die dadurch ausgelöst werden, setzen einen Zählapparat in Bewegung, dessen Zeiger um so weiter ausschlägt, je stärker die Ströme sind, je mehr Bienen also das Flugloch passieren. Durch eine Verengung des Flugloches ist dafür gesorgt, daß die Bienen nicht fliegend in den Stock gelangen. Jede einzelne ist so gezwungen, durch das Flugloch zu kriechen und sich dadurch selbst zu verzeichnen. Das Mikrophon fängt sogar das Geräusch auf, das entsteht, wenn eine einzelne Biene einen ihrer Füße im Gelenk biegt.



Wölfe

Besuch bei Kemal Pascha

Von Dr. E. Lincke.



Als ich in Angora meinen Wunsch äußerte, den geistigen Kopf der neuen Türkei sprechen zu dürfen, meinten die behördlichen Autoritäten, es ginge sehr schwer, es wäre sogar aussichtslos. Dennoch sollte nichts unversucht bleiben, und nach zwei Tagen bekam ich telephonisch die Mitteilung, daß ich im Parlament erscheinen möchte. Nach wenigen Minuten war ich schon die kleine Treppe hinaufgeeilt und wurde von einem Beamten in ein modern eingerichtetes Arbeitszimmer geführt, wo der Ghazi an einem großen Diplomatenschreibtisch saß und Aktenstöße durchblätterte. Er stand auf, reichte mir die Hand und bot mir liebenswürdig Platz an. Dann schob er eine Zigarrenkiste vor und fragte nach meinem Wunsch.

„Sagen Sie bitte, was erzählt man sich über uns in der zivilisierten Welt?"

Ich unterrichtete ihn objektiv und gab meiner Ansicht und Zufriedenheit Ausdruck, die ich mit der unseres Leserkreises identifizieren wollte.

Aber da unterbrach er mich wieder:

„Glauben Sie im Ernst daran? Und jene Kreise, die uns früher ausgebeutet haben, haben doch immer wieder versucht, das Ausland gegen uns zu stimmen, indem sie von einer Schreckensherrschaft in der Türkei und einer Unterjochung sprachen."

Und mit diesen Worten erhebt er sich und verabschiedet mich in herzlichster Weise.

FÜR DIE JUGEND

Gebetmühlen

In den buddhistischen Tempeln des großen Landes Tibet stehen unzählige große Zylinder, aus Metall und Holz hergestellt, die sich durch einen leichten Handdruck in drehende Bewegung versetzen lassen. Ueber und über sind sie mit Schriftzeichen bedeckt, die in tausendfacher Wiederholung den bekannten Satz: „Om mani padme hum" (Alles Leben im Lotos) wiedergeben.

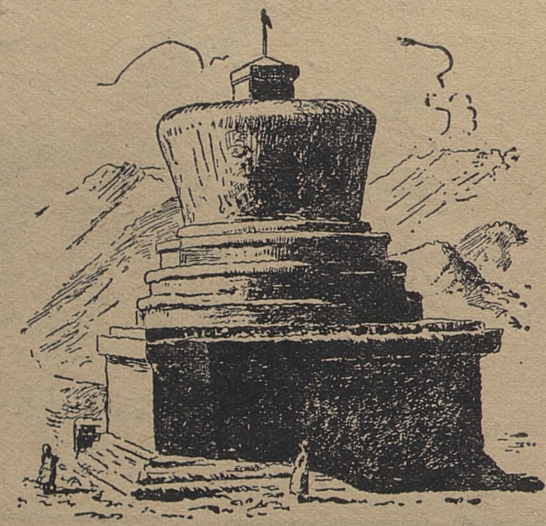


Tibetaner mit Gebetmühle

Nach dem Glauben der Tibetaner, braucht man seine Gebete nämlich nicht selbst herzusagen, es genügt, sie z. B. auf eine Trommel zu schreiben, oder wie hier auf diesen großen drehbaren Zylindern anzubringen, und diese in Umdrehung zu setzen; steht nun also auf dem Zylinder das oben erwähnte Gebet tausendmal aufgezeichnet, so steigt es bei jeder Umdrehung, tausendmal zum Himmel auf. Je eifriger nun eine solche Gebetsmühle von dem Gläubigen gedreht wird, um so millionenfacher steigen seine Gebete zu Gott Buddha empor.

Ja, man braucht die Gebetmühlen nicht einmal selbst zu drehen, sondern kann dem Wind oder einem Wasserlauf diese Arbeit überlassen, der dann endlos Tag und Nacht das fromme Werk besorgt, indeß der Gläubige oder vielmehr Eigentümer der Gebetmühle ruhig seiner weltlichen Beschäftigung nachgeht. Für den Hausgebrauch werden kleine Gebetmühlen benutzt, ebenfalls kleine sich drehende Zylinder mit Handgriff, die in ihrem Innern Papierstreifen mit dem aufgeschriebenen Gebet enthalten und ständig in Bewegung gehalten werden.

Man betet in diesem sonderbaren Lande im Innern Asiens nicht allein mit den Lippen und dem Herzen, sondern auch wie eben beschrieben, ja man bringt den Göttern sogar seine Gebete gedruckt oder geschrieben auf Felsplatten, die lange Mauern bilden, dar. In der Nähe geweihter Gebäude oder Bergpässe stehen Steinpyramiden, die diese Gebete tragen. Der Tibetaner, der fleißig seine Gebetmühle betätigt, ist fest davon überzeugt, durch diese Handlung seine Wiedergeburt im Paradies zu erwirken. C. W. K.

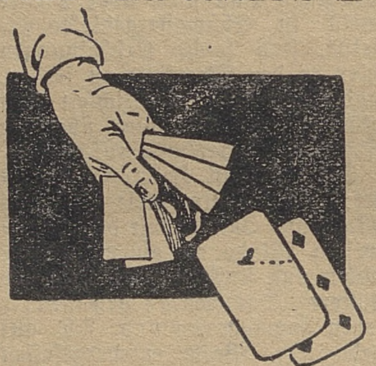


Gebetspyramide

Wie man eine Spielkarte aus einem Spiel erscheinen läßt

Man fordert jemanden auf, eine gezogene Karte in ein Spiel hineinzustecken, das man ihm entgegenhält, und behauptet, daß die Karte auf Befehl langsam oder schnell, wie es gewünscht werde, aus dem Spiel herauskommen werde.

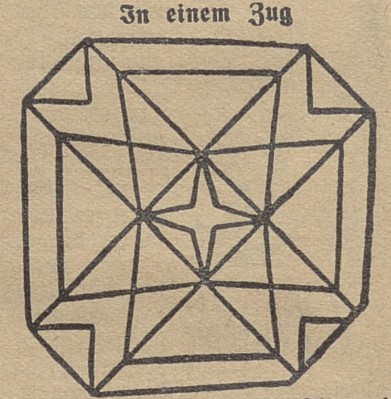
So schwierig diese Aufgabe zunächst aussieht, so leicht ist sie auszuführen. Man hat nämlich das Spiel „vorbereitet", indem man zwei Karten in etwa einem Drittel ihrer Höhe über ihrem unteren Rande durchlöchert, ein Gummibändchen hineinsteckt und es auf der Rückseite der beiden Karten verknotet, so daß es nicht hindurchrutschen kann. Zwischen die beiden so verbundenen Karten hält man unauffällig den Zeigefinger und streckt dann das ganze Spiel dem Mitspieler so entgegen, daß er die gezogene Karte zwischen die präparierten Karten hineinsteckt. Der Vorführer stößt sie dann vollständig in das Spiel hinein, so daß dadurch das Gummiband gespannt wird. Jetzt drückt man das Spiel fest zusammen, so daß sich die Karte nicht bewegen kann.



Soll sie plötzlich herauskommen, so läßt man plötzlich das Spiel locker, so daß die hineingesteckte Karte emporgeschnellt wird; soll sie allmählich erscheinen, so lüftet man die Finger nur ein wenig. Man kann auch die Behauptung aufstellen, daß die Karte nach rechts oder links herausspazieren werde; man braucht dann nur je nachdem den linken oder rechten Rand des Spieles zusammenzuhalten.

—o—

In einem Zug



Wer kann die obige Figur in einem Zug zeichnen? Es ist nicht so furchtbar schwer, wie es aussieht, und es geht sogar, ohne daß man Linien zu durchkreuzen braucht.

—o—

Das Alter von Perlen

Bei Ausgrabungen in Kalifornien sind Perlen gefunden worden, deren Alter von Sachverständigen auf 25 Millionen Jahre geschätzt wird. Ihre chemische Zusammensetzung beweist, daß sie unseren heutigen Perlen völlig gleich sind und zweifellos auch von einem Weichtier, ähnlich unserer Perlenauster, abstammen. Diese Perlen haben trotz ihres hohen Alters noch heute einen matten Glanz. Aehnliche Perlen sind bisher nur einmal in England und in Texas gefunden worden.

Denksportaufgabe

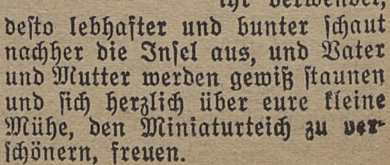
Ein Schleppdampfer brachte einen Zug von sechs Lastkähnen in fünftägiger Fahrt von Köln nach Mannheim. Da der Wasserstand des Rheins gerade gering war, konnten alle Brücken passiert werden, ohne daß der Schornstein umgelegt zu werden brauchte. Unmittelbar nach der Ankunft in Mannheim wurde die Rückreise angetreten. Obwohl sich der Wasserstand inzwischen nicht geändert hatte, kollidierte jetzt die Spitze des Schornsteins in der Nähe von Koblenz mit einer Brücke, da der Kapitän verabsäumt hatte, den Aufsatz umlegen zu lassen.

Womit hatte er nicht gerechnet?

Lösung: Der Kohlenvorrat, der bei Schleppdampfern naturgemäß im Verhältnis zur Größe sehr erheblich ist und daher auf den Tiefgang des Fahrzeugs von großem Einfluß ist, war auf der tagelangen Fahrt zurückgegangen und in Mannheim nicht ergänzt worden.

Eine Ueberraschung

Ich will euch einen Vorschlag machen: am nächsten Sonntag, den ihr unbeschäftigt seid, geht ihr in Vaters Garten. Wenn in diesem Garten, wie man das ja häufig findet, ein kleiner Teich vorhanden ist, könnt ihr dem Vater und auch eurer Mutter eine Freude bereiten, die euch überhaupt kein Geld, sondern nur etwas Mühe kostet, euren Eltern aber den ganzen Sommer viel Vergnügen bereiten wird. In der Mitte des kleinen Teiches, den es zu verschönern gilt, errichtet ihr aus fester Lehmerde oder mittelgroßen Steinen einen Wall (siehe auch unsere Abbildung) und macht ihn so hoch, daß er gerade bis an die Wasseroberfläche ragt. Auf die obere Wallkante legt ihr dann schöne, bunte Feldsteine, die ihr am Wegrain sammeln könnt und füllt das Innere des Walles mit guter Blumenerde aus. Wenn ihr nun, sobald es wärmer geworden ist, Schilfsamen verschiedener Sorten in die Erde bringt, wird es gar nicht lange dauern, bis die grünen Gräser aus der Erde sprießen, und der ganze Wall schließlich einer lustigen, kleinen Insel gleicht. Je verschiedenere Arten von Samen ihr verwendet, desto lebhafter und bunter schaut nachher die Insel aus, und Vater und Mutter werden gewiß staunen und sich herzlich über eure kleine Mühe, den Miniaturteich zu verschönern, freuen.



Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

*Roman von **Ernst Klein***

I.

Das ganze Geschäft lief zusammen. Der Stammhalter des Hauses Paul Warberg erschien und quiekte ungeniert durch die eleganten Räume. Er war ein strammer Gesell von dreieinhalb Jahren, sehr selbstbewußt und mit einem Paar funkelnder schwarzer Augen in dem gesunden, frischen Gesicht. Die Augen des Vaters.

„Ist mein Mann da?" fragte Irene. Für sie war Paul immer nur „ihr Mann". Auch dem Personal gegenüber.

Fräulein Rose, die Erste Verkäuferin, schob der jungen Frau einen Stuhl hin. „Herr Warberg hat Besuch. Soll ich ihm sagen, daß gnädige Frau hier sind?"

„Ach nein — wir warten schon! Wir wollen Papa nicht stören. Nicht wahr, Fredy?"

Der Stammhalter war einverstanden. Er kletterte der Mutter auf den Schoß, und Fräulein Rose nahm aus einem der Glasschränke ein paar Brillantringe und Armbänder, um sie vor seinen verzückten Augen tanzen und funkeln zu lassen. Wenn so recht die Farben der Facetten blitzten, geriet der Bub außer sich. Und seltsam — er hatte auch, so klein er war, bereits Verständnis für diese kostbaren Dinge. Er fuhr nicht mit täppischen Fingern nach ihnen, sondern nahm sie sorgsam aus der Hand der Verkäuferin und hielt sie kunstgerecht gegen das Licht. Hin und her drehte er die kostbaren Steine. Unermüdlich war er in dieser Spielerei. Erbschaft des Vaters . . .

„Der geborene Juwelier!" lächelte Fräulein Rose glücklich.

Irene nickte. Sie freute sich über die Freude ihres Kindes und nahm an seiner Begeisterung begeistert teil, obwohl Steine ihr nichts sagten. Sie hatte nicht viel übrig für Schmuck; er war ihr zu kalt, und deshalb für sie auch unpersönlich. Ihrem Mann war jeder Stein etwas anderes, etwas Neues, mit Seele und Gefühl. Sie hatte eine Menge Ringe, Broschen, Armbänder und dergleichen zu Hause. Trug sie aber nie. Nur wenn sie mit Paul ausging, dann schmückte sie sich ihm zuliebe.

„Wir haben ein paar sehr schöne neue Schulterbänder. Darf ich sie der gnädigen Frau zeigen?" schlug Fräulein Rose vor.

„Oh, ich möchte sie sehr gern sehen! Nicht wahr, Mama, wir schauen uns alles an, was Papa macht?" Fredys schwarze Augen funkelten so wie die Steine vor ihm. Irene lächelte der Verkäuferin freundlich zu.

Paul Warberg war nicht nur ein großer Juwelier, sondern, zum Unterschied von seinen meisten Kollegen, auch ein ausgezeichneter Goldschmied. Im Hof hinter den Verkaufsräumen hatte er eine Werkstatt, in der nach seinen eigenen Entwürfen gearbeitet wurde. Es waren kleine Kunstwerke, die aus diesem Hof den Weg in die Welt fanden.

„Das ist doch entzückend!" meinte Fräulein Rose und hielt Irene eine Schulterspange hin. Ein zierliches, mit Brillanten besetztes Bändchen aus Weißgold, das dazu diente, das dekolletierte Kleid auf der Schulter zu halten. Eine Erfindung Pauls, die großes Aufsehen machte. In der Rue de la Paix und in Regent Street wurde sie bereits eifrigst kopiert.

„Man kann natürlich die Steine nach der Farbe der Toilette wählen. Smaragde, Saphire, auch Topase, Amethyste — gerade, wie man es braucht. Wir verkaufen sehr viel davon. Ein ausgezeichnetes Geschäft!" rühmte Fräulein Rose.

Für Irene war das zierliche Schmuckstück nur deshalb interessant, weil Paul es gemacht hatte. Sein Geist, sein Schönheitssinn hatten es geschaffen. Darum war es ihr lieb; darum gefiel es ihr. „Eigentlich könnte ich mir auch so eine Spange zulegen . . ."

In seinem kleinen Büro saß Paul Lilly gegenüber. Er war mißgestimmt, und zwischen seinen Brauen lag eine tiefe Falte. „Nein, Lilly, es geht wirklich nicht mehr! Du bist eine so kluge und verständige Frau und willst nicht einsehen, daß ich dieses Doppelleben nicht weiterführen kann?"

„Es ist doch nicht meine Schuld," antwortete sie. Es war Bitterkeit in ihrer Stimme; beinahe Schmerz.

Er blickte überrascht zu ihr auf. Sie war groß und schlank. Ihr Gesicht schön, auffallend schön sogar. Rasse darin, Temperament, Persönlichkeit. Ueber einer niedrigen weißen Stirn rabenschwarzes Haar, das sie glatt zurückgestrichen trug. Abgrundtief die Augen, etwas schräg zu der schmalen Nase gesetzt. Die Haut im Ton alten Elfenbeins. Der Mund groß, aber wohlgeformt.

Das war Lilly Eyrand, eine jener Schauspielerinnen Berlins, deren Name allein schon genügte, ein Theater Abend für Abend zu füllen. Wo sie herkam, wußte kein Mensch. Geheimnisvolles Dunkel macht eine schöne Frau nur noch interessanter; und sie war klug genug, nicht außer acht zu lassen, was ihren Reiz erhöhte. Die Männer bewunderten sie; die Frauen ahmten ihr nach. Ihr Ruf —? Er muß dem Teufel zu schlecht gewesen sein; sie hatte die Schönheit eines jener Engel, die aus dem Paradies stürzten, und auch ungefähr dieselbe Moral.

Sie liebte Paul Warberg; hatte ihn geliebt, ehe er noch Irene Leffler heiratete, die unschuldige Tochter eines hochachtbaren Bürgerhauses. Sie hatte ihn damals nicht freigegeben. Sie hatte ihn festgehalten: „Ich leih' dich nur diesem Gänschen!"

„Gewiß ist es nicht deine Schuld, Lilly," sagte Paul ruhig und begütigend. „Ich liebe doch nun einmal Irene. Ich habe ein Kind, das ich anbete. Es klingt vielleicht geschwollen, phrasenhaft, aber . . ." Er stand mit heftigem Ruck auf und trat dicht vor sie hin. „Willst du denn nicht einsehen, daß mir das Leben jetzt Werte gibt, die ich früher nicht gekannt habe?"

„Das sagst du mir?"

„Es ist doch besser, die Wahrheit zu sagen, Lilly, als immer so umeinander herumzureden. Wir haben

uns geeinigt, unsere Beziehungen auf die rein geschäftliche Seite zu beschränken — —"

„Und von denen willst du dich jetzt auch freimachen?"

„Ich sage dir ja: ich muß! Ich kann nicht auf der einen Seite den hochanständigen Familienvater spielen, auf der anderen Seite . . ." Er zuckte die Achseln, und die Falte auf der Stirn vertiefte sich. „Es geht nicht!"

„Es muß gehen!" Ihre Stimme war hart und unnachgiebig. Sie hatte ihn in der Gewalt und war nicht die Frau, auf diese Macht zu verzichten.

Er antwortete nicht, sondern trat an das vergitterte Fenster, das auf den Hof hinausging. Den Rücken kehrte er ihr zu; aber daran, daß seine Hände sich öffneten und wieder zusammenballten, erkannte sie, wie tief ihre Antwort ihn traf. Es war ihr Triumph, den sie nie genug auskosten konnte, ihn so zu quälen. Sie hielt ihn nur deshalb, um ihn quälen zu können. So konnte er nie Eigentum der anderen werden . . .

„Ich sehe, du fängst an, wieder dramatisch zu werden," sagte sie, indem sie sich erhob und langsam den einen Handschuh anzuziehen begann. „Ueberleg dir die Sache! Das heißt —: Du hast ja gar nichts zu überlegen; du mußt es einfach tun, Paul! Ich sage dir ein für allemal: Wenn ich auch auf den Geliebten verzichten mußte — auf den Kompagnon verzichte ich nicht. Und Robert denkt auch nicht daran!"

Ein verächtliches Achselzucken Pauls. „Robert —"

„Immerhin: er gehört zu uns!"

„Zu dir!"

Ihr dünner Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. „Wie du willst! Auf jeden Fall aber will ich, daß die Sache mit Natters gemacht wird. Wenn sie gelingt, können wir eine glatte Million dabei verdienen."

Er fuhr herum. In seinem hübschen Gesicht zuckten Wut und Verzweiflung. „Ich mach' nicht mehr mit, Lilly! Ich hab' auch kein Vertrauen mehr zu mir. Ich bin nicht mehr sicher. Ich denk' immerfort an Irene, an das Kind. Bei der letzten Geschichte in Baden-Baden im Kurhof bin ich nur mit knapper Not herausgekommen. Ich will nicht mehr! Ich habe zuviel aufs Spiel zu setzen. Du mußt den Bogen auch nicht überspannen! Verstehst du?"

Sie sprachen beide mit halblauter Stimme, vergaßen nicht, daß keine allzu starke Tür sie von den Verkaufsräumen trennte. Doch Leidenschaft und Erbitterung kämpften um so gewaltiger miteinander. Der Mann wollte frei werden; die Frau wollte ihn nicht freigeben.

„Du hast auch nur an dich gedacht, als du Irene heiratetest. Du kannst es mir also nicht übelnehmen, wenn ich an mich denke." Sie lachte leise auf. „Und übrigens —: Woher kommt diese vornehme Firma Paul Warberg und Compagnie? Unter den Linden stehst du da, groß, in der ganzen Welt berühmt! Ehrliche Arbeit, mein Lieber? Von der Pike auf gedient? Geh mal zu deiner Mutter, die so stolz auf dich ist, und setze ihr auseinander, woher die Mittel stammen —!"

Er stöhnte und wendete sich ab.

„Also, ich gehe jetzt!" wiederholte sie. „Ich bin nächsten Sonnabend beim alten Natters eingeladen, und da werde ich mir die Lokalitäten mal genauer ansehen. Ich verstehe ja nicht, wie man ein solcher Narr sein kann, die Perlen im Hause zu behalten."

Sie öffnete die Tür, und er folgte ihr. Sie hatten sich beide gut in der Gewalt; denn als sie vorn erschienen, konnte niemand ahnen, mit welcher Erbitterung sie eben noch gegeneinander gestanden hatten.

„Also, Herr Warberg, ich habe Ihr Wort, daß ich den Ring spätestens übermorgen bekomme?"

„Selbstverständlich, gnädige Frau!" Er war jetzt ganz der Chef, der den Wünschen einer guten Kundschaft zu dienen bereit ist.

„Papa!" trompetete ihm eine helle Stimme entgegen, und Fredy rannte mit weitausgebreiteten Aermchen auf ihn los. Er hob ihn zu sich empor.

„Ach, ist das ein reizender Kerl!" rief Madame Eyrand. „Wohl der Stammhalter?"

Sie beugte sich vor, um den Jungen zu streicheln. Doch der zuckte zurück. Kinder wittern böse Menschen besser als die Erwachsenen. Er drückte sich scheu an die Brust des Vaters. Die feinen Nüstern Lilly Eyrands zitterten, und sie senkte die Augen, damit niemand die aufsteigende Wut in ihnen erkannte.

Irene hatte sich erhoben und wartete auf ihrem Platz. Die Schauspielerin blieb vor ihr stehen, scharmanteste Liebenswürdigkeit. „Also, das ist die Beneidenswerte, der es geglückt ist, einen so flatterhaften und unbeständigen Vogel wie Paul Warberg einzufangen! Ich habe mir immer gewünscht, Ihnen, gnädige Frau, persönlich zu gratulieren!"

Sie hielt ihre Hand hin, und Irene, nach einem fragenden Blick auf Paul, ergriff sie. Zum erstenmal standen die beiden Frauen einander gegenüber. Irene hatte die berühmte Schauspielerin des öfteren auf der Bühne gesehen, doch Paul hatte es immer verstanden, eine persönliche Berührung zwischen ihnen zu verhindern, obwohl Lilly mehr als einmal verlangt hatte, daß er sie mit seiner Frau bekannt mache. In diesem einen Punkt war er fest geblieben; nun hatte sie ihn auch hier überrannt.

Während sie einander zulächelten und höfliche, sogar liebenswürdige Worte tauschten, maßen sich die beiden Frauen. Irene hatte nie Eifersucht empfunden. Sie wußte, daß Paul vor ihr nicht gerade das Leben eines Anachoreten geführt hatte. Er war hübsch, elegant, voller Lebensfreude. Die Frauen waren ihm nachgelaufen, hatten ihn verwöhnt. Und jetzt, da er sein eigener Herr war, sein prächtiges Geschäft Unter den Linden hatte, waren sie seine besten Kunden. Trotzdem kannte Irene keine Eifersucht, weder auf die Vergangenheit noch auf die Gegenwart. Sie wußte, daß er ihr gehörte, daß er sie liebte. Und sonst —? Sie war selbst bildhübsch, jung und fürchtete keine Nebenbuhlerschaft.

Doch dieser großen, schlanken Frau gegenüber, hinter deren Lächeln sie den Hochmut spürte, fühlte sie sich zum ersten Male unsicher. Irgendein unangenehmes Gefühl kroch ihr in der Seele herauf. Sprach diese Frau nicht so, als wenn sie irgendein Anrecht auf Paul hätte oder gehabt hätte?

Lilly Eyrand bewunderte die Schulterspangen und wählte zwei davon aus, eine mit Brillanten, die andere mit Rubinen. „Fabelhaft! Eigentlich müßten Sie mir die Dinger schenken, Herr Warberg!" rief sie. „Ich werde bei der Premiere übermorgen Reklame für Sie machen!"

„Gnädigste haben ohnehin Vorzugspreise bei mir!" erwiderte er lächelnd; doch das Lächeln war nur auf seinem Mund, nicht in seinen Augen. Irene sah das sehr wohl.

Die Schauspielerin verabschiedete sich. „Also nicht den Ring vergessen! Ich bin abergläubisch! Ich trage ihn bei jeder Premiere!"

Paul geleitete sie bis zur Tür und kam dann zu Irene zurück. Er war sofort ein anderer.

„Papa," kündigte sein Sohn ihm an, „du mußt Mama deine Spangen schenken. Nicht dieser bösen Tante da! Die mag ich nicht! Und sie will alles geschenkt haben! Mama soll die Spangen tragen! Die sind so schön! Nein — so schön!"

„Kinder und Narren — —!" lachte Paul und wählte zwei der kostbarsten Stücke aus. „Jetzt fehlt bloß noch die Toilette dazu!"

Irene schüttelte den Kopf. Sie war eine sparsame Hausfrau und wollte eigentlich gegen die Toilette wie gegen die Spangen protestieren. Als sie die Freude in den Augen Pauls sah, gab sie glückselig nach.

Zwei Herren traten ein. Der eine groß, elegant und gut gekleidet, der andere klein und beleibt, mit mächtiger Intelligenzbrille auf der Kugelnase. Eine der Verkäuferinnen erkundigte sich nach ihren Wünschen. „Wir möchten Herrn Warberg persönlich sprechen!" erwiderte der Größere von ihnen.

Irene und der Bub zogen ab, von dem ganzen Personal zu dem kleinen Auto geleitet, das vor der Tür stand. Irene fuhr selbst. Fredy saß stolz wie ein Prinz neben ihr, und alle Leute drehten sich nach der bildhübschen jungen Sportsmutter um.

Paul führte seine Besucher in sein Büro, bat sie, Platz zu nehmen, und fragte: „Womit kann ich dienen, meine Herren?"

„Ich bin Kriminalkommissar Fechner vom Berliner Polizeipräsidium," erwiderte der Mann der Eleganz. „Hier mein Kollege Schwarz von der Landespolizei in Stuttgart! Wir möchten Sie gern in bezug auf die Affäre in Baden-Baden sprechen, Herr Warberg."

Im Gesicht des Juweliers zuckte keine Miene. Er schob den Herren Zigaretten hin und beugte sich mit dem höflichsten Interesse vor, um zu hören, was sie ihm zu sagen hatten.

„Sie werden sich doch bestimmt erinnern, Herr Warberg," begann Fechner, „daß vor drei Monaten der Reichsgräfin Sarr ihr großes Brillantdiadem gestohlen und durch ein täuschend nachgeahmtes Falsifikat ersetzt wurde? Die Gräfin hat den Umtausch erst in Paris bemerkt, etwa eine Woche später. Aber sie nimmt an, und alle Anzeichen sprechen auch dafür, daß der Diebstahl bereits im Hotel in Baden-Baden ausgeführt wurde. Da wir so gar nichts herausbekommen, flüchten wir uns wieder mal in die vierte Dimension . . ." Der Kommissar lächelte, wie wenn er um Entschuldigung für seine eigenen Worte bitten wollte. „Es muß wieder dieser verflixte Geisterdieb gewesen sein, dieser Voleur Phantôme. Gott sei Dank, daß auch die Herrschaften in New York und London ebensowenig wie die in Paris den Kerl fassen können! Eine internationale Blamage tut weniger weh als eine, die man sich allein aufs Konto schreiben muß. Immerhin: ob Geisterdieb oder nicht, dieses Diadem hat Steine enthalten, von denen, wenn ich nicht irre," — er blickte fragend zu dem Stuttgarter Kollegen hinüber — „der größte so etwa an fünfunddreißig Karat war."

„Ganz recht: fünfunddreißig Karat der größte: dann vier Steine so zwischen siebzehn und achtzehn; acht zwischen zehn und zwölf Karat," fügte Kommissar Schwarz hinzu, indem er ein kleines, abgegriffenes Notizbüchlein aus der Tasche holte und es nach der Richtigkeit seiner Ziffern befragte. „Stimmt: fünfunddreißig Karat, achtzehn und siebzehn Karat und zehn bis zwölf."

„Das sind also schon Steine, die sich nicht entmaterialisieren lassen, Herr Warberg. Irgendwo müssen sie hingekommen sein. Da wir nun absolut keine Spur haben, da weder auf dem Markt in London noch in Amsterdam auch nur einer dieser Steine aufgetaucht ist, bleibt uns eben nichts anderes übrig, als — ich möchte fast sagen — von Laden zu Laden zu gehen und zu fragen, ob man nicht irgendwo etwas darüber gehört hat. Vielleicht ist Ihnen, Herr Warberg, mal ein solcher Stein angeboten worden? Die Sache ist uns furchtbar peinlich. Die Frau Reichsgräfin hat seit dem Diebstahl nicht aufgehört, Gift und Galle um sich zu verbreiten — was man ihr ja auch nicht verdenken kann. Aber weder die Kollegen in Paris noch wir hier können ihr helfen. Es ist die alte Geschichte: Wenn der Kerl in Aktion tritt, arbeitet er wirklich wie ein Geist. Er verduftet — er löst sich in Aether auf, und seine Beute mit ihm. Es ist unerklärlich."

Paul hörte das Klagelied Fechners an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. „Ich kenne die Steine," sagte er dann. „Ich habe selbst einmal das Diadem in der Hand gehabt, und dann habe ich ja auch die Photographien vom Polizeipräsidium zugeschickt bekommen. Meiner Meinung nach, meine Herren, sind diese Steine schon längst umgeschliffen und verarbeitet worden. An diesen ‚Voleur Phantôme' glaub' ich nicht recht. Das ist gewiß eine sehr geschickte internationale Bande, die auch eine eigene Werkstatt haben muß. Man kann Steine von drei, vier, fünf, sechs Karat verschwinden lassen, aber achtzehn und gar fünfunddreißig Karat? Nein, die verflüchtigen sich nicht. Die werden vielleicht zerschnitten, wenn sie auch dadurch an Wert verlieren, auf jeden Fall aber umgeschliffen."

„Sie sind nicht der erste, der uns das sagt," gestand Fechner. „Direktor Oppen hat uns vor fünf Minuten mit demselben Trost erquickt. Aber haben Sie vielleicht eine Ahnung, Herr Warberg, wo man an die Tür dieser geheimen Werkstatt klopfen könnte?"

Paul lachte. „Ich stehe nicht an, zu erklären, daß, wenn mir diese Tür bekannt wäre, nun ja — ich selbst dorthin gehen und kaufen würde. Aber so? Es hat vor Jahren einmal — soweit ich mich erinnere — in Paris in der Rue St. Honoré einen ganz kleinen Goldschmied gegeben. Ich weiß nicht mehr recht, wie der Mann hieß. Er ist verschwunden; doch von ihm, weiß ich, wurde allerlei gemunkelt. Zu dem sollen sogar Steine aus Amerika gekommen sein. Vielleicht, daß man in der Rue St. Honoré anfängt. Der Mann ist allerdings, soviel ich mich besinnen kann, seit fünf oder sechs Jahren von dort fort."

Die beiden Kommissare erhoben sich. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar wir Ihnen sind," sagte Fechner, indem er die Hand des Juweliers herzhaft schüttelte. „Endlich etwas, wonach man greifen kann. Ein Name ist da, und vor allen Dingen: Wir können den Parisern eins auswischen! Nicht wahr, Kollege Schwarz?"

Paul begleitete die Herren selbst hinaus und erklärte ihnen noch an der Tür, daß sie jederzeit über ihn verfügen könnten.

Dann ging er in sein Büro zurück, schloß die Tür ab und verhängte das Fenster. An der Seite seines Schreibtisches stand ein großes Aquarium, durch ein künstlerisch gearbeitetes Messinggitter vorm Zerbrechen

geschützt. In ihm führten drei Schleierfische ein sorgloses, von ihrem Herrn selbst behütetes Dasein. Niemand durfte dieses Becken berühren; es war sakrosankt. Paul selbst füllte das frische Wasser nach und fütterte die Fische. Nun stülpte er sorgsam den Aermel auf und griff in das Becken bis auf den Grund. Seine langen, schmalen Finger tasteten, bis sie fanden, was sie suchten. Als er die Hand zurückzog und sie beim Schein der elektrischen Lampe öffnete, lag in ihr ein großer, selten schöner Brillant — der fünfunddreißigkarätige Stolz aus dem Diadem der Reichsgräfin Sarr!

Die anderen Steine waren schon verschwunden; hatten sich verflüchtigt; waren verarbeitet worden, wie Paul selber den Kriminalbeamten verraten hatte. Mit eigener Hand hatte er ein Halsband angefertigt, das über Paris nach Havanna gewandert war. Nur von diesem großen, diesem schönsten aller Steine konnte er sich nicht trennen.

Der Künstler, der Schönheitsfanatiker in ihm hielt an diesem Kleinod fest. Wohl war Gefahr damit verbunden, wohl drängten Lilly und Robert, auch dieses wertvollste Stück der Beute aus Baden-Baden in bares Geld umzusetzen. Doch der Stein war zu groß; er hätte zerschnitten werden müssen. Und dazu konnte Paul sich nicht entschließen.

Da lag er auf seiner Hand: Tausend und aber tausend Farben glühten in ihm. Geheime Feuer brannten. Eine verwunschene Seele tat sich kund in diesem Kristall, der so geheimnisvolle Macht auf die Menschen ausübte. Leben war in ihm, Zauber. So etwas vernichten? Umschleifen — ja. Neu schaffen, schöner noch — der Schliff war etwas altmodisch. Zwei, drei Karat gingen vielleicht verloren, aber die Arbeit würde sich lohnen. Noch herrlicher würde der Stein sich dann präsentieren; das garantierte sich Paul. Zu dieser Arbeit brauchte er Zeit, Ruhe.

Mit leisem Seufzer ließ er den Brillanten wieder in sein klares Versteck zurückgleiten. Die Fische schwammen aufgeregt hin und her; ihre weichen seidenen Flossen schwebten wie wallende Schleier durch das Wasser. Nichts verriet, daß auf dem Grund ihrer zierlichen Heimat ein Juwel lag, das eine runde Million wert war . . .

II.

Lilly Eyrand zog den glückstrahlenden Autor hinter einer Kulisse hervor und präsentierte ihn dem in wildem Beifall stürmenden Publikum. Fritz Waldmann hieß der Autor, und sein Stück nannte sich „Champagner". Ein gutes Stück, wirksam; kein modernes Problem, sondern die uralte Geschichte, die ewig neu bleibt: Kampf zweier Männer um eine Frau.

Die Frau: Lilly Eyrand; bezaubernd, hinreißend. Sie war Intellektschauspielerin. Mit dem Herzen hatte sie nichts zu geben. Der Kenner, der tiefer zu blicken vermochte, täuschte sich nicht über diesen Mangel. Ihre Kunst war aber so groß, daß sie die Masse darüber hinweglockte. Dazu ihre eigenartige, von Geheimnisvollem umgebene Schönheit, die von der Bühne herunter noch mehr betörte als im ungeschminkten Leben.

Es war eine Szene in diesem Stück, in der die Frau die beiden Männer, die um sie kämpfen, gegeneinander ausspielt, sie bändigt und sie sich als Sklaven unterwirft. Eine Szene, in der der Orkan des Beifalls bei offenem Vorhang losbrach. Die Kritiker, selbst die kühlsten, waren Feuer und Flamme. In der großen Pause, in der sie ihre Konzilien abhielten, wurde einmütig die Parole ausgegeben: ganz großer Erfolg.

Lilly hatte Irene zwei Karten geschickt, ganz vorn, erste Reihe. Ein paar Zeilen dazu: „Sehr geehrte gnädige Frau! Ich schicke Ihnen hier die besten Karten, die gerade gut genug sind für die Frau meines alten Freundes. Es ist unverzeihlich von Ihrem Mann, daß er mir bis jetzt die Freude Ihrer Bekanntschaft versagt hat. Kommen Sie ins Theater und überzeugen Sie sich, daß ich nur auf der Bühne gefährlich bin! — Ihre Lilly Eyrand."

Eine Herausforderung! Irene war keinen Augenblick darüber im Zweifel. Und als Paul am Abend nach Hause kam, zeigte sie ihm den Brief und die Karten. Er las, und wieder sprang die Falte zwischen seinen Brauen auf. „Du schickst ihr natürlich die Karten zurück!"

„Das wäre das allerverkehrteste. Sie würde daraus schließen, daß ich sie fürchte. Oder — daß du sie fürchtest, Paul?" Sie schmiegte sich dabei an ihn an und wischte mit den Fingerspitzen ein nicht vorhandenes Stäubchen von seinem Aermel. „Wir fürchten sie ja nicht. Weder du noch ich — nicht wahr?"

Frucht vom Erkenntnisbaume des Mannes . . . Mit unschuldigem Blick sah sie zu ihm auf, und ihre Augen, mit goldenen Reflexen in der braunen Iris, waren klar und ohne Falsch, wie immer. Nicht unergründliche, geheimnisvolle Augen einer Lilly Eyrand. In Irenes Augen gab es keine Untiefen, keine Geheimnisse. Eine Seele schaute aus ihnen offen und furchtlos in die Welt. Und doch hatte Paul die Erkenntnis, daß auch die Unschuld über Schleier verfügt, hinter denen sie ihre Gedanken zu verbergen weiß.

„Irene," lachte er, indem er sie noch inniger an sich zog, „was willst du eigentlich?"

„Ich? Ich will ins Theater gehen. So eine Eyrand-Premiere ist doch ein gesellschaftliches Ereignis. Und dann hab' ich eine neue Toilette, die ich noch gar nicht angehabt habe. Im übrigen hat die Frau ganz recht, Paul: Wenn du wirklich früher mit ihr befreundet warst, warum hast du mich nicht mit ihr bekannt gemacht? Sie ist doch gewiß interessant?"

„Schatzi, die Frau ist keine Gesellschaft für dich!"

„Eben deshalb interessiert sie mich ja! Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, warum du nicht willst, daß ich mit ihr zusammenkomme. Du glaubst wohl, ich bin noch immer das Provinz-Dornröschen, das du aus dem Schlaf erlöst hat? O nein — ich spüre, ich bin zu Höherem geboren, und ich habe Ambitionen, mein Lieber. Wir werden ins Theater gehen, und ich werde demnächst Frau Eyrand zu mir einladen. Hast du etwas dagegen?"

„Absolut nicht."

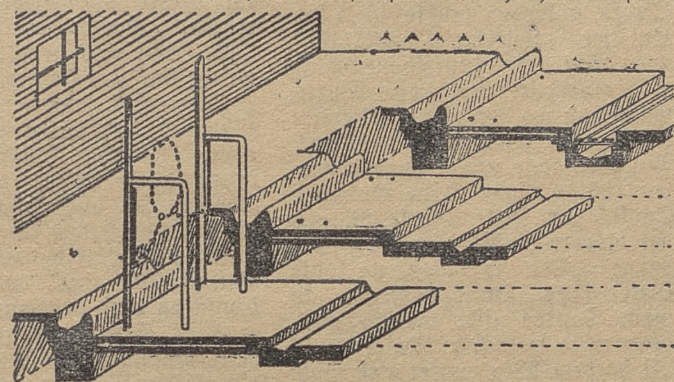
Also gingen sie in die Premiere, und Irene war die Begeistertste unter den Begeisterten. Paul sah sie mehr als einmal überrascht an. Sie war gar nicht so still, so zurückhaltend, wie sonst ihre Art war. Die Wangen leicht gerötet, saß sie da und ließ die Augen nicht von der großen Schauspielerin. Sobald es nur irgend anging, klatschte sie los. „Bravo! Bravo!" Ganz laut schrie sie es zur Bühne hinauf. Und die Eyrand? Sie dankte mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln. Wenn sie sich am Schluß des Aktes verbeugte, grüßten ihre Augen zuallererst die junge Frau in der ersten Reihe.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

Milchvieh-Stände

Die Stalleinrichtungen sind sehr verschieden, weil die Verschiedenheiten der Wirtschaftsverhältnisse und der Nutzungszwecke die Durchführung mannigfaltiger Baugedanken erfordern. In Weidegegenden findet man Tiefställe, in denen das Milchvieh nicht festgebunden wird, sondern sich frei bewegen kann. Dort gibt es Stände im eigentlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht. Der Zuchtbetrieb erfordert den Langstand, der je nach der Größe der Viehrasse 2,25 bis 2,80 Meter lang ist. Er ist gleichmäßig eben und nur im letzten Drittel etwas stärker abfallend zu der flach daran ansetzenden Jaucherinne. Langstände bieten den Kühen verhältnismäßig viel Bewegungsfreiheit. Sie ist tragenden Tieren recht dienlich, aber von Nachteil für Milchkühe, weil selbst bei reichlicher Einstreu



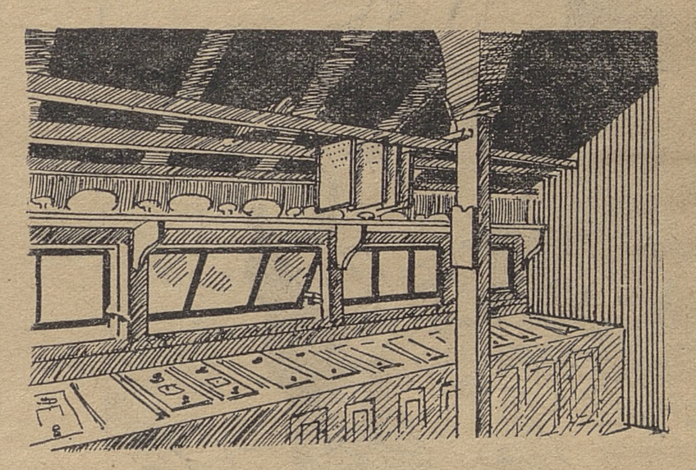
die Tiere nicht sauber zu halten sind. Mittelstände sind nur 2 bis 2,25 Meter lang. Sie verbinden mit den Langständen die bequeme Anbindevorrichtung und gewähren den Tieren in der Länge bequemen Platz, selbst dann noch, wenn die Krippen durch absperrende Freßgitter abgetrennt sind und dadurch die Tiere zum Zurücktreten von der Krippe nötigen. Die Besonderheit der Mittelstände liegt, abgesehen von ihrer Länge, darin, daß die Standplatte etwas erhöht angeordnet und dahinter eine tieferliegende Kotplatte folgt, die zur getrennten Auffammlung des Kotes dient. Das Lager bleibt daher viel sauberer als bei den Langständen. Mittelstände sind infolge besondersartiger Wirtschaftsverhältnisse nur in ganz bestimmten Gegenden Deutschlands verbreitet.

Geht man in der Verkürzung der Standplatte noch weiter, so entsteht der Kurzstand. Kurzstände sind hauptsächlich in stroharmen Gegenden üblich. Falls starker Weidegang einen Ausgleich gegenüber der Stallhaltung schafft, sind ihre Nachteile für Zuchtvieh nicht so ernst zu nehmen. Je nach Größe und Gewicht der Tiere bekommen die Kurzstände eine Länge von 1,55 bis 1,75 Meter. Der Kurzstand ist recht eigentlich in Holland zu Hause. Dort schließt sich an die kurze Standplatte unmittelbar eine tiefe Rinne, Grupe genannt, an. Die Grupen haben eine Tiefe von 25 bis 40 Zentimeter und eine Breite von 40—60 Zentimeter. Da hinein fällt der Kot unmittelbar, und auch der Harn wird darin gesammelt. Wird auf getrennte Sammlung der Ausscheidungen Wert gelegt, so kann die Grupe mit einem Lattenrost abgedeckt werden. Diese Einrichtungsart stellt schon einen Uebergang zu Stalleinrichtungen dar, wie sie in den Güllewirtschaften üblich sind. In die Grupe wird oft Torfmull gestreut, um den Harn aufzusaugen. Der Lattenrost muß täglich mehrfach gereinigt werden. Die getrennte Sammlung der festen und flüssigen Ausscheidungen wird auch dadurch ermöglicht, daß zwischen die Jaucherinne und die Standplatte eine besondere Kotplatte eingeschaltet wird, so wie es bei den Mittelständen üblich ist. Die Kotplatten, die eine Breite von 60—90 Zentimeter haben, liegen um 15 bis 20 Zentimeter gegen die Kurzstände vertieft. Sie erhalten ein geringes Gefälle auf die Jaucherinne zu. Einstreu kommt auf die Kotplatte nicht. Tiere, die bisher auf Langständen standen, treten in der ersten Zeit mitunter über den Kurzstand hinaus, gewöhnen sich aber bald an die engeren Verhältnisse. Für die Milchviehhaltung bringen die Kurzstände den großen Vorteil mit sich, das Vieh stets sauber zu halten; das verbessert die Güte der Milch außerordentlich.

Bienenstand

Die Winterruhe ist erfahrungsgemäß die Zeit des Plänemachens. Wohl jeder Imker, der mit einigen Völkern erfolgreich angefangen hat und in einer Gegend mit genügender Tracht sitzt, wird den Wunsch haben, seinen Bestand an Völkern auf 10 bis 12 oder bei guten Trachtverhältnissen auf ein Mehrfaches davon zu bringen. Er benötigt dann ein Bienenhaus.

Wie soll nun das Bienenhaus eingerichtet sein? Zunächst ist zu erwägen, welches der rechte Platz sein wird. In der Regel hat der Bienenvater nicht viel Auswahl. Die Platzfrage ist auch nicht so sehr wichtig. Unbedingt zu vermeiden ist nur die tiefste Stelle im Garten, weil dort Regen- und Schneewasser zusammenlaufen und die Waben in die Gefahr des Verschimmelns bringen. Auch die Himmelsrichtung, nach der die Fluglöcher weisen, ist nicht so wichtig. Erforderlich ist jedoch, daß die Bienen vor ihrem Stand einige Meter freien Flugraum haben, was auch das bequeme Ansetzen der Schwärme begünstigt. Unbedingt beachtet werden muß jedoch, daß die Fluglöcher zugfrei sind. Man kann das behelfsmäßig durch das Aufstellen von Schutzbrettern erreichen. Besser ist es, einen etwa 2 Meter hohen lebenden Zaun aufzuführen. Am schnellsten geht das, wenn man einen Latten- oder Drahtzaun mit Brombeeren beranken läßt. Pflanzenabstand 3 bis 5 Meter; rankende Brombeersorten wuchern nicht so stark wie aufrecht wachsende.



Beim Bau des Bienenhauses soll man Wert darauf legen, daß das Dach weit vorsteht und mit einer Dachrinne versehen wird. Es muß natürlich zuverlässig wasserdicht sein. Steht genügend Raum zur Verfügung, dann baut man das Bienenhaus einreihig. Es soll viel Licht im Bienenhaus sein. Bei Oberladern soll es von oben, bei Hinterladern von hinten kommen; denn je heller der Raum, um so bequemer die Arbeit. Die Fenster sollen oben befestigt und nach außen klappbar gemacht sein, weil dann die Bienen leichter abgleiten und Regen nicht hereinschlagen kann. Der Fußboden wird am besten gedielt und unter den Dielen mit Steinkohlenasche oder Schlacke ausgefüllt. Auf grobem Sandboden ist die Dielung entbehrlich. Für die Einrichtung des Standplatzes gibt Pfarrer Ludwig in seiner „Deutschen Bienenzucht in Theorie und Praxis" die folgenden Ratschläge:

„Der Zwischenraum zwischen dem Balkenpaar, auf dem die Beuten stehen, soll mit schlechten Wärmeleitern, also Torfmull, zusammengeknülltem Zeitungspapier, trockener Gerberlohe oder dergleichen fest ausgestopft werden, ebenso wie die Zwischenräume zwischen den einzelnen Beuten, damit Kälteeinflüsse möglichst auf allen Seiten gemildert werden. Am besten geht das, indem man an den inneren unteren Kanten der Balken Leisten annagelt und auf diese Schwartenbretter legt, so daß eine Art Trog entsteht, der dann leicht gefüllt werden kann. Der Raum unterhalb der Beuten bis zum Fußboden läßt sich durch Holzläden verschließen. Am zweckmäßigsten dürften solche sein, die man seitlich nach beiden Seiten verschieben kann, da sie keinen Platz wegnehmen und nicht sperren. Er dient zum Einstellen von Scharmfang- und Versandkästen und ähnlichen Geräten, und es sieht im Bienenhause immer ordentlich und aufgeräumt aus, wenn die Läden geschlossen sind. Ein Nachteil soll nicht verschwiegen werden: Man stößt beim Arbeiten an den Beuten andauernd mit den Stiefelspitzen an die Läden, sofern sie mit der hinteren Balkenfläche schlicht verlaufen. Man mußte sie also schon genügend weit nach vorn setzen." Ueber den Fenstern kann man auf einem Wandbrett Futtergläser und Futterteller anbringen und über den Beuten 2 Latten vorsehen, auf welchen die Wabenrähmchen untergebracht werden. Die Rahmenauflagen müssen mit einer Wasserwaage genau waagerecht angebracht werden, damit sich die Rahmen nicht werfen. Außen ist es gut, zwischen den Beuten Schied-Bretter anzubringen, welche das Ueberlaufen der Bienen verhüten.

FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



„Nun Kinder, was haben wohl Adam und Eva gedacht, als sie aus dem Paradies vertrieben waren und der Engel mit Flammenschwert vor dem Tore stand?"

„Wenn er weg ist, gehen wir wieder rein."

*

„Für dich ist ein Brief da", sagte die Gattin, als der Mann abends aus dem Büro kam. „Herrn Nepomuk Krause, persönlich!"

„So, und was steht drin?"

*



Der Fahrer: »Haben Sie Angst? — Machen Sie es wie ich — schließen Sie einfach die Augen!« —

Im Karlstheater zu Wien wurde einst die Posse „Judith und Holofernes", eine Parodie der Hebbelschen „Judith", gegeben. Während der Vorstellung lief ein kleiner Hund, der sich hinter die Kulissen geschlichen, auf die Szene und stellte sich gerade vor Holofernes hin, indem er mit dem Schwanze wedelte. Nestroy, der diese Rolle gab, gewahrte kaum den ungebetenen Gast, als er pathetisch ausrief: „Was will dieser junge Assyrier hier?" Das Publikum brach in schallendes Gelächter aus, und der junge Assyrier entfloh mit eingezogenem Schwanze.

*

Ein Sachse wird unschuldig verprügelt und hinausgeworfen. Ein zufällig Vorübergehender fragt ihn:

„Warum lassen Sie sich denn das gefallen, wenn Sie unschuldig sind?"

„Ach, das ist doch egal. Ich wärse nähmlich sowieso glei heeme gegangen."

Als Mark Twain noch in seinen jungen Jahren war, leitete er einmal als Redakteur eine Briefkastenrubrik in einer amerikanischen Zeitung. Unter vielen absonderlichen Fragen bat ein Wißbegieriger auch einmal um Aufklärung über die Frage, ob das Essen von Fischen wirklich die Gehirntätigkeit anrege und geistige Leistungen fördere.

„Ja," schrieb darauf Mark Twain, „Sie haben ganz recht. Nach ihrem Brief zu schließen, würde täglich ein kleiner Walfisch vorerst genügen."

*

Die junge hübsche Dame ist eben mit dem Essen fertig und zündet sich eine Zigarette an, als der Kellner eine ältere Dame an ihren Tisch setzt.

„Ich hoffe, es stört Sie nicht, daß ich esse, während Sie rauchen?" bemerkte die ältere Dame bissig.

„Bitte nein, solange ich die Musik noch hören kann!"

Eine Geschichte aus Alt-Berlin

Familie X. machte eine „Landpartie" nach dem Hofjäger im Tiergarten, natürlich in der unvermeidlichen Pferdedroschke. Ehe der Wagen aus der Potsdamer Straße abbiegen mußte, hielt der Kutscher, kletterte umständlich vom Bock, riß den Wagenschlag auf, murmelte ein paar Worte, schlug ihn wieder zu und kletterte umständlich wieder auf den Bock. Auf die Frage, was das zu bedeuten hätte, kam keine Antwort. Endlich am Ziele angelangt, gab der biedere Rosselenker die Erklärung: „Det is bloß, weil die Liese (das Droschkenpferd) so weite Touren nicht machen will, denn wird se tücksch. Da steije ick uff halbem Weg runter und mach so, als wäre der Fahrjast ausjestiejen. Und denn hält se den zweiten Teil der Fahrt für ne neue Fuhre."

*

Bernhard Shaw hat eine Abneigung gegen Autogrammsammler. Autogrammsammler haben eine Vorliebe für Bernhard Shaw. Und so kam einmal eine Dame dieses Art zu dem Meister und bat, wie üblich, um seine Unterschrift. Shaw machte ihr höflich klar, daß ihm solches fern läge. Die Dame blieb unbeirrbar, sie nahm ein Blatt Papier und schrieb: „Ich bin taub". Shaw zuckte mißmutig die Achseln und schrieb darunter: „Ich gebe keine Autogramme". Worauf sich die Dame erhob, den Zettel an sich nahm und dem Dichter freundlich zulächelte: „Ich danke Ihnen; und als Menschenfreund wird es Sie erleichtern zu hören, daß mit meinem Gehör alles in Ordnung ist." Bernhard Shaw sah ihr recht betroffen nach.

Honnegger, der bekannte Schriftsteller, kümmerte sich oft um die Angelegenheiten seiner dörflichen Nachbarn. Drunter ist ein Bauernsohn, dessen Vorliebe für die Mädchenwelt der Umgegend im Dorfe mißbilligend kritisiert wurde. Honnegger traf diesen Don Juan und beschloß, ihm ein wenig ins Gewissen zu reden.

„Thomas," sagte er, „man erzählt sich, daß du es mit verschiedenen Mädchen hältst und in ihnen falsche Hoffnungen erweckst. Thomas, du sollst hier im Dorfe eine Braut haben, in der Kreisstadt eine zweite und in der Waldmühle eine dritte Wie kannst du bloß so etwas machen?"

„Gott, Herr Honnegger, das ist ganz einfach", strahlt Gustav den väterlichen Berater an, „ich habe ja doch ein Motorrad."

*

Ein orientalischer Fürst fragte einmal seine Höflinge:

„Wen haltet Ihr für größer, meinen Vater oder mich?"

Die Frage war heikel und ihre Beantwortung zweischneidig. Doch fand sich ein diplomatischer Staatsmann unter der verlegenen Schar, der sprach:

„Euren Vater, Herr! Denn wenn Ihr auch in allen Dingen gleichwertig seid, so hat doch Euer Vater das vor Euch voraus, daß er einen bedeutenden Sohn sein eigen nennen kann als Ihr, Herr!"

Das war die erste Stufe zu des Höflings Aufstieg.

*

„Mama, kann die Minna fliegen?"

„Nein, das kann sie nicht."

„Aber Engel können doch fliegen, und Papa hat gesagt: ‚Minna, du bist ein goldiger, kleiner Engel'."

„Das wußte ich nicht. Dann fliegt sie doch."



Wenn in Chicago der Startschuß abgegeben wird....

Von Frauen – für Frauen

Was wird aus ihnen?

Nur kurze Zeit trennt uns noch von dem großen Tag, an dem tausende junge Mädchen konfirmiert, schulentlassen und damit dem „Erwachsensein" zugeteilt werden. Die meisten Eltern haben wohl schon lange mit ihrem Töchterchen zusammen überlegt, welche weitere Ausbildung jetzt erfolgen soll, um möglichst sicher für die Zukunft vorzusorgen. Fast alle Berufe stehen den Frauen heute offen, aber keiner bietet mit Sicherheit die Aussicht auf eine Anstellung und einen späteren ausreichenden Verdienst und gute Lebensmöglichkeiten. Gibt es nun wirklich so wenig Arbeit bei uns? Ich behaupte, nein. Der Fehler liegt auf einem anderen Gebiet. Vor dem Krieg war Platz vorhanden für jedes weibliche Wesen, das arbeiten wollte oder mußte. Und heute gibt es nur noch Raum für Frauen, die tüchtig sind. Das muß die Eltern bei der Berufswahl entscheidennd beeinflußen und sie sollten ihre Erlaubnis nur zu einer Ausbildung geben, die der Art des Kindes angepaßt ist und Möglichkeiten auf Grund der Veranlagung bietet. Bei 14 bis 16jährigen Mädchen kann man schon mit Sicherheit sagen, nach welcher Richtung eine Entwicklung zu erwarten ist. Zu bedenken ist ferner, daß alle praktischen Berufe bessere Aussichten haben als die künstlerischen und wissenschaftlichen. Auch sollten kleine Talente nicht überschätzt werden, sie sind so oft die Quelle eines langen Leidenswegs geworden.

Und den Mädchen, die jetzt ins Leben hinausgehn, sollte immer vor Augen stehen, tüchtig zu werden, tüchtiger als die andern, und den Beruf, den sie erwählen, auszubauen, nie genug zu haben an dem vorgeschriebenem Pensum, es gibt überall ein Weiter. Das Erstaunliche an dieser Welt ist, daß die Tüchtigen so selten sind, daß man sie wirklich sucht, und daß man sie behält, trotz Krise, trotz schlechter Zeiten und Abbau. Hat man das einmal begriffen und sich zum Ziel gesetzt, ist einem der Erfolg im Leben sicher.

Gesundheits- und Körperpflege

Mandelkleie ist ein fast vergessenes Mittel gegen rauhe Haut, Mitesser, Pickel und Flecken. Die Anwendung ist einfach: man befeuchtet ein Tuch oder etwas Watte mit Wasser, bestreut es dick mit Mandelkleie und wäscht das Gesicht oder die in Frage kommenden Stellen. Dann läßt man die Kleie ein paar Minuten einziehen, bis sie hart geworden ist, und wäscht mit lauem oder kaltem Wasser nach. Die Haut wird hinterher mit der gewohnten Creme eingerieben.

Ein wenig Höflichkeit

„Sind Sie aber dick geworden!" Hand aufs Herz, wer hörte diesen Ausspruch gern über sich selbst? Darum soll man sich mit Aeußerungen, die verstimmen, immer zurückhalten.

*

Wer seine Frau bei guter Laune erhalten will, sage ihr stets, daß sie schön ist, auch wenn er im Moment vom Gegenteil überzeugt ist. Der Erfolg ist auf seiner Seite, denn sie blüht zusehends auf. Der Glaube an die eigene Wirkung ist ein Zauberkünstler, der aus einer müden, abgespannten Frau im Augenblick ein strahlendes Geschöpf machen kann.



Frühlingskleider zum Verwandeln

Frau Mode ist auch in diesem Frühjahr praktisch und bietet den Frauen die Möglichkeit, mit einem geringen Kleiderbestand auszukommen und doch ausgezeichnet angezogen zu sein. Wie reizend ist so ein schlichtes Wollkleid, welches man an wärmeren Tagen ohne Jacke auf der Straße tragen kann. Ein fescher Shawl und ein kleines Käpchen ergänzen es auf das Beste.

Das schwarze Wollkleid ist ebenfalls vielseitig verwendbar. Der weich drapierte Ausschnitt aus stumpfen weißen Seidenkrepp ermöglicht, darin zu jeder Veranstaltung zu gehen. Als Straßenanzug ergänzt man es durch den rundgeschnittenen Kragen, der mit schmalen Pelzstreifen eingefaßt ist. Ein hochstehender, den Hals eng umschließender Russenkragen wirkt sehr angezogen.

Das Heim und die Hausfrau im Sprichwort

Trockenes Brot zu Hause ist besser als Braten in der Fremde.

*

Männer machen Häuser, Frauen schaffen das Heim.

*

Jeder Hund ist ein Löwe zu Hause.

*

Jeder Hahn ist geistreich auf seinem eigenen Dunghaufen.

*

Wer ein Feuer im Herd gut anzünden kann, der kann auch einen Streit schlichten.

*

Die Arbeit des Mannes dauert bis Sonnenuntergang, die Arbeit der Frau ist nie zu Ende.

*

Wer Krumen ins Feuer wirft, füttert den Teufel.

*

Drei Umzüge sind so schlimm wie eine Feuersbrunst.

*

Zwischen einer guten Hausfrau und einer schlechten Hausfrau ist oft nur eine Stunde Unterschied.

*

Fette Küche, mageres Testament.

*

Ein gutes Weib und ein guter Name sind besser als Geld und Ruhm.

*

Eine junge Frau und eine Martinsgans gackern beide viel; der Mann der diese beiden hat, wird nicht gut schlafen können.

*

Eine gute Hausfrau macht einen guten Hausherrn.

*

Die graue Mähre ist das bessere Pferd.

*

Das Weib und das Schwert zeigt man, aber verleiht es nicht.

*

Wer seine Frau zu jedem Fest gehen läßt und sein Pferd an jedem Wasser saufen läßt, der hat weder eine gute Frau noch ein gutes Pferd.

*

Ein MÄRCHEN, das WIRKLICHKEIT wurde

Vom Dienstmädchen zur Multimillionärin

Von G. W. Thompson





Es fällt fast schwer, diesen Bericht nicht mit den Worten „Es war einmal..." zu beginnen, so märchenhaft ist das Schicksal, das hier geschildert werden soll und das sich in Amerika, dem Lande des nüchternen Geschäftsgeistes, zugetragen hat. Wir haben zwar gerade aus Amerika schon allerlei sonderbare und abenteuerliche Lebensläufe gehört, von hungernden Zeitungsverkäufern, die zu Stahlkönigen, und von armen Choristinnen die zu Millionärsgattinnen wurden — aber keines dieser Schicksale läßt sich mit dem des tschechischen Dienstmädchens Anna Schleis vergleichen, die im Lande des Dollars heute über ein zwanzigfaches Millionenvermögen verfügt, weil sie ihrem Herrn 15 Jahre lang treu gedient und vor allem — ihm seine Betten so gut gemacht hat.

Frank Savin, ihr ehemaliger Dienstherr und späterer Ehegatte, den Anna Schleis kürzlich beerbt hat, war allerdings von jeher das, was man ein Original nennt. Aber diese Originalität hinderte ihn nicht, ausgezeichnete Geschäfte zu machen, wenn seine Kollegen und Bekannten zuweilen auch den Kopf über ihn schüttelten. Sie schüttelten auch den Kopf, als Frank Savin vor einer ganzen Reihe von Jahren auf einem winzig kleinen Grundstück, das ihm in New York gehörte, einen „Wolkenkratzer "errichten ließ, der in jedem Stockwerk gerade Platz genug für ein Zimmer hatte, und doch machte er mit diesem seltsamen Bau ein ausgezeichnetes Geschäft. Denn die auf dem Nachbargrundstück ansässige Elektrizitätsfirma kaufte ihm schon nach einigen Tagen seinen Turmbau für einen riesigen Betrag ab, weil es sich herausgestellt hatte, daß er dem Nachbarn das ganze Tageslicht fortnahm.

Ein anderes Mal schüttelte man allgemein den Kopf, als Savin sich höchst mutwillig mit Rockefeller verkrachte, mit John D. Rockefeller persönlich, den auch nur zu kennen der Traum eines jeden ehrgeizigen Amerikaners ist. Savin war damals Börsenmakler und arbeitete ziemlich viel mit Rockefeller zusammen. Als der Milliardär eines Tages bei einem Telephongespräch irgendeine Privatangelegenheit Savins bekrittelte, fragte er Rockefeller, mit welchem Börsenmakler er außer ihm noch arbeite. Rockefeller gab ihm die gewünschte Auskunft, worauf Savin ihm erklärte: „Ihr Guthaben wird morgen dorthin überwiesen, die Abrechnung schicke ich Ihnen heute noch zu." Und mit diesen Worten beendete er das letzte Gespräch, das er mit dem reichsten Manne der Welt geführt hatte. Auch damals schüttelten, wie gesagt, die anderen den Kopf über Savin, der so leichtsinnig eine Verbindung abgebrochen hatte, die Millionen wert war. Aber das Kopfschütteln hörte auf, als Savins Verhalten an der New-Yorker Börse bekannt wurde und die Folge ein unerhörter Zulauf an neuer Kundschaft war, der den Ausfall Rockefellers zehnmal wettmachte.

Bei diesem Frank Savin ging Anna Schleis vor fast zwei Jahrzehnten in Stellung, und 15 Jahre lang diente sie ihm als einfaches Dienstmädchen, treu und schweigsam, wie es ihrer einfachen Natur entsprach. Dreimal sah sie ihren Dienstgeber in dieser Zeit heiraten — von der ersten Frau ließ er sich scheiden, die beiden anderen starben — und niemals wäre es ihr auch nur in den Sinn gekommen, daß sie jemals ihre Stellung als Dienstmädchen des Millionärs mit der seiner Gattin vertauschen könnte.

Eines Tages — es sind nunmehr vier Jahre seit diesem denkwürdigen Zeitpunkt verflossen — ließ Savin sein Mädchen zu sich rufen. Einigermaßen erstaunt folgte sie der Aufforderung, nachdem sie sich schnell ihre Arbeitsschürze abgebunden hatte, denn sie glaubte, ihre Arbeit durchaus zufriedenstellend gemacht zu haben, und sie konnte sich nicht vorstellen daß ihr Arbeitgeber sie aus einem anderen Grunde sprechen wollte, als um ihr Vorwürfe zu machen.

Sie traf ihn in seinem Arbeitszimmer, im Lehnstuhl sitzend, und nun entspann sich folgendes Gespräch, das uns von einem amerikanischen Journalisten — wie er versichert: wortgetreu — wiedergegeben wurde.

Savin: „Anna, Sie sind jetzt 14 Jahre in meinem Hause, nicht wahr?

Anna: „Jawohl, Herr Savin."

Savin: „Ich kann mich nicht erinnern, daß ich Ihnen während dieser 14 Jahre jemals etwas hätte zweimal sagen müssen, und auch sonst weiß ich nur Gutes von Ihnen. Ich fange an, alt zu werden und einsam. Ich brauche jemanden, der für mich sorgt. Wollen Sie mich heiraten?"

Anna: „Mein Gott, welche Überraschung!"

Savin: „Das glaube ich. Aber wollen Sie...?"

Anna: „Jawohl, Herr Savin."

Savin: „Ich danke Ihnen, Anna. Morgen nachmittag um 4 Uhr ist die Trauung."

So kam es, daß aus dem Dienstmädchen Anna Schleis die Millionärin Anna Savin wurde, und Eingeweihte versichern, daß der Millionär seine Wahl nicht zu bereuen brauchte. Er selbst äußerte später einmal, daß Anna ihm von Anfang an vor allem dadurch aufgefallen sei, daß sie wie keine andere es verstand, die Betten zurechtzumachen. Und überhaupt hätte er niemals eine Frau finden können, die es besser verstanden hätte, einem alten Mann seinen Lebensabend zu verschönen — Savin war über 70, als er zum vierten Male heiratete — als Anna.

Als Savin vor kurzem starb, hinterließ er sein gesamtes Vermögen, das auf etwa 20 Millionen Dollar geschätzt wird, seiner Frau. Man kann sich vorstellen, daß seine übrigen Anverwandten über dieses Testament nicht gerade sonderlich erbaut waren, und ein wahrer Rattenschwanz von Anfechtungsklagen muß von seiner Witwe ausgefochten werden. Aber die Behauptung, daß Savin, als er sein Testament machte, nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen sei, wird allem Anschein nach vor Gericht nicht viel Glauben finden. Zu oft bei seinen Lebzeiten hatte man den alten Savin für verrückt erklärt — und nachher stellte es sich heraus, daß er nur schlauer war als die anderen; warum sollte er gerade bei der Wahl seiner Gattin weniger vernünftig gewesen sein als sonst?



Von Arthur Berkun-Wulffen

Von fachmännischer Seite wurde kürzlich das Thema „Gibt es nervöse Tiere?“ aufgegriffen und diese Frage verneint. Diese Ansicht kann meines Erachtens nicht unwidersprochen und vor allen Dingen nicht unwiderlegt bleiben. Die Nervosität ist, — um mich ganz weitläufig auszudrücken, ein mehr oder minder schwerer Krankheitszustand des Nervensystems, also schlechtweg eine Erkrankung, von der ein Lebewesen ebenso gut erfaßt werden kann, wie etwa von einer Lungenentzündung.

Außerordentlich vielgestaltig sind die Symptome von Nervosität bei hochstehenden Tieren, und es ist grundfalsch, sie als Regungen des Instinktes abtun zu wollen. Natürlich ist ein temperamentvolles Pferd nicht ohne weiteres nervös — oder gar die Tiergattung „Pferde“ in Bausch und Bogen eine nervöse zu nennen, weil Pferde auf gewisse Reize heftiger zu reagieren pflegen als andere Tiere — z. B. Rinder.

Als Beispiel eines nervösen Tieres wird oft das Zebra angeführt. Zweifellos ist es ein Irrtum, es schlechtweg ein nervöses Geschöpf zu nennen. In der Freiheit ist dieses Tier von vielen Feinden bedroht und daher außerordentlich vorsichtig und mutig. Gefangen leistet es dem Menschen zunächst den größten Widerstand, um wieder in den Besitz seiner Freiheit zu gelangen. Die Gefangennahme mittels Lasso, die plötzliche Beraubung der Bewegungs- und Fluchtmöglichkeit verursacht dem Tiere einen schweren Nervenchoc, also eine plötzliche, außerordentlich schwere Erkrankung des Nervensystems. Bei sachgemäßer Pflege und Behandlung ist diese Krankheit — gleich vielen anderen Erkrankungen — heilbar, kann sich allerdings auch zu einer chronischen Schädigung entwickeln. —

Ich habe viele Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, in zoologischen Gärten und in den Tierparks der größten Zirkusse der Welt Tiere eingehend zu beobachten, und habe dabei unter Haustieren ebenso gut wie unter gefangenen exotischen Raubtieren eine große Zahl nervöser Geschöpfe gefunden. Eine Reihe wichtiger und überaus interessanter Beobachtungen und Studien konnte ich an dem berühmten Elefanten „Jenny“ machen, einer bemoosten und höchst ehrwürdigen Elefantenmatrone, die sich auch während des Krieges „Kv.“ und „Gv.“ an der Front wie in der Heimat durch ihre unermüdliche Tüchtigkeit besonders ausgezeichnet hat.

Und wie ist der guten „Jenny“ der Krieg bekommen? — Nicht viel anders, als uns allen, die wir ihn mitgemacht haben, — mit einer schweren Neurose ist der Elefant zurückgekommen. Bei dem geringsten Geräusch zuckte das riesige Tier erschreckt zusammen und ließ ein gequältes Trompeten erschallen. Der Gang war stolperig und ängstlich geworden, in ständiger nervöser Aufregung pendelte der Rüssel, und auch eines der markantesten Symptome der Nervosität — eine beängstigende Schlaflosigkeit — hatte das Tier ergriffen. Kaum hatte es sich ins Heu gebettet, als es auch schon, ohne besonders erkennbare Ursache, wieder auffuhr; das Surren einer gewöhnlichen Fliege konnte „Jenny“ zur Raserei bringen, — auch Appetitlosigkeit zeigte sich in besorgniserregender Weise.

Verschiedene Tierärzte und Zoologen schlugen eine Behandlung des Tieres wegen Magen- und Darmleidens vor. Der Besitzer und Dompteur des Dickhäuters war der einzige, der die richtige Diagnose stellte: — Hochgradige Nervosität. — Und was dann in unendlicher geduldiger und mühevoller Arbeit im Verlaufe von knapp drei Monaten an „Jenny“ zuwege gebracht wurde, das war eine Leistung, auf die der beste Nervenarzt stolz sein könnte, und für die er den Titel eines Dr. med. vet. h. c. verdiente. Keine Medikamente, keine besondere Diät — nur liebevollste Pflege, gütiges Sprechen mit dem kranken Tier und unzählige Nachtwachen im Heu an der Seite des Dickhäuters.

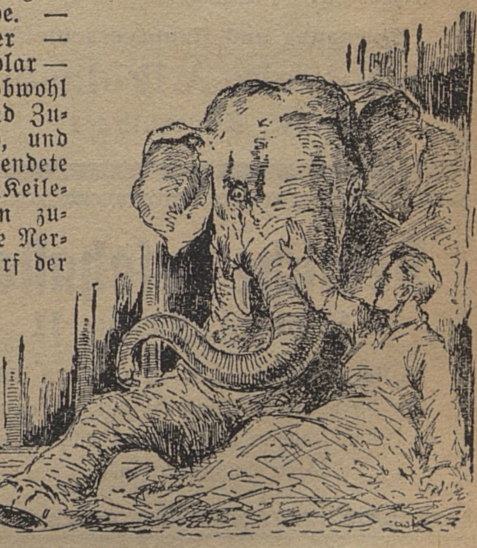
Und immer wieder, wenn das treue Tier erschreckt auffuhr, klang die sonore und beruhigende Stimme seines Herrn, „Brav ist meine gute „Jenny! — Brav ist sie, meine Alte!“ So verlor allmählich Jenny durch diese aufopfernde Pflege ihre „Kriegspsychose“ vollständig und ist heute wieder der tüchtigste und „dickfelligste“ Artist ihrer Zirkusschau.

Natürlich steigt der Grad der Anfälligkeit zur Nervosität mit der Feinheit des Nervensystems, und es werden sich die Anzeichen dieser kompliziertesten aller Krankheiten beim modernen Kulturmenschen leichter feststellen lassen als bei einem so tief stehenden Lebewesen, wie einer Qualle.

Die Ursachen, die zu Nervenstörungen — also zur Nervosität — führen können, mögen Billionen sein, lassen sich trotzdem aber in vielen Fällen mit absoluter Sicherheit feststellen und auf Eindrücke seelischer Art, auf traumatische oder physische Erkrankungen zurückführen, und Fälle von traumatischer Neurose (Nervosität infolge erlittener Verletzung) kommen beim Tiere eben so häufig vor wie beim Menschen.

Einen typischen Fall von Nervosität konnte ich bei einem Tigerweibchen beobachten. Hier konnte man sogar von einer regulären „Hysterie“ sprechen. Das damals fünfjährige Tier war in seinem ersten Lebensjahr in Gefangenschaft geraten, also nicht ein in Gefangenschaft gezogenes „Inzuchtgeschöpf“, wie das leider auch oft vorkommt und dann gewöhnlich Musterbeispiele der Nervosität und Degeneration abgibt. Die Augen traten stark aus den Höhlen — ähnlich wie als Symptom der Basedowschen Krankheit, mit der eng verwandt der Zustand des Tieres auch von seiten berühmter Zoologen angesprochen wurde. — Dem Männchen gegenüber — einem sehr stattlichen Exemplar — zeigte sich die „Tigerdame“ obwohl im entsprechenden Alter und Zustande, vollkommen abhold, und der erste Paarungsversuch endete mit einer ganz solennen „Keilerei“, die alle Hoffnungen zuschanden machte, daß sich die Nervosität des Tieres nach Wurf der ersten Jungen legen würde. Dressurversuche mußten sehr bald aufgegeben werden, da sie bei der Nervosität und Unberechenbarkeit des Tigers eine zu große Gefahr einerseits und nur geringe Aussicht auf Erfolg andererseits bedeuteten. Auch hier hat neben sachgemäßer und erfolgreicher Behandlung des physischen Leidens eine liebevolle psychische Beeinflussung des Tieres Wunder gewirkt, und der Tiger, der brüllend und mit den Pranken durch die Gitter schlagend, jeden Annäherungsversuch zu quittieren pflegte, ist heute ein zutrauliches und zahmes Tier geworden, das zu seinen besonderen Freunden gern ans Gitter kommt und sich unter behaglich blubbernden Schnurren — ein Zeichen größten Wohlwollens — den schönen Kopf streicheln läßt. —

Zum Schluß noch einmal: Aeußerungen der Furcht oder des Temperaments sind schlechtweg durchaus keine Zeichen der Nervosität, aber eben so wie die Tiere eine Seele haben, sind sie auch mit Nerven ausgestattet, — und letzteres wurde wohl auch noch nie bestritten. Wo aber ein Nervensystem vorhanden ist, da sind auch Erkrankungen desselben möglich, und so gibt es nervöse Tiere ebenso wie nervöse Menschen. Der Prozentsatz dürfte allerdings wesentlich geringer als beim „homo sapiens“, bei dem ja leider der Instinkt durch den Verstand nur gar zu oft unterjocht wird und somit eine eine ungleich größere Angriffsfläche für „das Leiden unserer Zeit“ bietet als der Verstand des Tieres.



Für die so überaus herzliche Teilnahme beim Heimgange meiner innigstgeliebten

Frau **Karoline Mitschke**

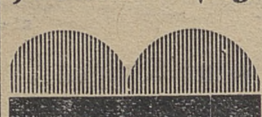
spreche ich allen meinen **innigsten Dank** aus. Vor allem danke ich dem Herrn Univ.-Prof. Dr. Dr. Rudolf Kesselring, Pfarrer Ettinger und Pfarrer Mitschke für die trostreichen Worte, dem evangel. Frauenverein für die Kranzspende und dem evangl. Kirchenchor für den schönen Gesang.

Wilhelm Mitschke.

Lemberg, im Februar 1933.



Ein Inserat im **Ostdeutsch. Volksblatt hat immer Erfolg!**



Der grosse Roman der Auslandsdeutschen! Soeben erschien: **Adolf Meschendörfer.**

Die Stadt im Osten



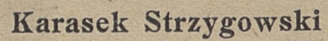
Leinen Złoty 10.60.

Die packende Vision von 3 Jahrhunderten siebenbürgisch-sächsischer Volksgeschichte, von der Hans Grimm schrieb, dass seit vielen Jahren kein besser geschriebenes Buch in deutscher Sprache erschienen sei.

Dom-Verlag
Lemberg, Zielona 11.

Karasek Strzygowski

Sagen der Deutschen in Galizien



mit 7 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und einer Karte Galiziens

Leinen Preis 10.— zł.

„Dom"-Verlag, Lemberg, Zielona 11.

Einladung

zu der am 19. Februar 1933 stattfindenden

ordentlichen Vollversammlung

des Spar- und Darlehnskassenvereins Baginsberg. Tagesordnung: 1. Eröffnung. 2. Revisionsbericht. 3. Bericht des Vorstandes und Aufsichtsrates, Genehmigung der Jahresrechnung, Bilanz sowie Gewinn- und Verlustrechnung pro 1932 und Entlastung der Funktionäre. 4. Gewinnverwendung. 5. Wahlen. 6. Allfälliges. Die Jahresrechnung liegt zur Einsichtnahme im Kassenlokale auf.

Spar- und Darlehnskassenverein
spółdzielnia z nieogr. odp.
Baginsberg.
Kohl mp. Obm. Nahrgang. mp.

Nervol

des Chemikers Dr. Franzos, das einzige Radikalmittel (Einreibung) gegen

Rheumatismus

und Stechen nach einer Verkühlung, Ischias etc. Ueberall erhältlich.

Erzeugung und Hauptverschleiß

Apotheke Mikolasch
Lwów, Kopernika 1

Deutsche Lesehalle

in Lemberg, Zielona 11

täglich geöffnet von 8—13 u. 16—18 Uhr. Wer die langen Winterabende mit gutem Lesestoff angenehm verbringen will, komme in die deutsche Lesehalle.

Das Gebot der Zeit.

Brauchst Du dringend Kapital
oder suchst Du Personal —
eine Wohnung, einen Laden
oder Lebenskameraden —
hast ein Grundstück anzubieten —
möchtest Du ein Zimmer mieten —
aus Privathand Möbel kaufen —
ist Dein Hündchen Dir entlaufen —
suchst Du Stellung irgendwo
in Fabrik, Geschäft, Büro —
brauchst Du eine Schreibmaschine
oder eine Limousine,
die gebraucht — doch gut erhalten —
möchtest Du ein Gut verwalten —
gibst Du Unterricht und Stunden
und suchst Schüler oder Kunden
zwecks Verdienst in eigner Klause
oder außer Deinem Hause —
willst Du Kanapees erneuern
oder Deinen Frack verscheuern —
denkst Du Deinen Kinderwagen
schnell und günstig loszuschlagen —
dann, mein Freund, sei Diplomat —
bringe schnell ein Inserat
in das „Volksblatt" hinein —
und Dir wird geholfen sein!

Alle Schulämter, Lehrer und Kunden, die **ihre Schuld** für Bücher, Zeitschriften und dgl. noch **nicht getilgt haben,** werden **ersucht,** dies **möglichst bald zu tun.**

DOM-Verlag Lwów,
Zielona 11.
P. K. O. Warszawa: 150657.

Preis-Revolution!!!

Infolge Preissturzes der Wolle haben wir unsere Preise bis aufs niedrigste herabgesetzt und liefern **34 m nicht gestärkter Ware für nur 20.— zł.** 4 m für ein Damenkleid, 6 m guten Flanell für verschiedenerlei Wäsche, 6 m gestreiften oder karierten Zephir für ein gutes Herrenhemd, 6 m Krem-Leinwand f. Bettwäsche und 12 m Handtuchleinwand a. 12 Handtücher. Alles für nur 20,— zł gegen Nachnahme nach Erhalt einer Bestellung. Gezahlt wird bei Erhalt der Ware. Jedem Paket ist eine wertvolle Überraschung beigegeben. Adresse: „Polska Pomoc" Łódź, skr. poczt. 549.

Noch ist es Zeit, das Ostdeutsche Volksblatt zu bestellen

Gartendraht 1 m² zł —.93
mit Spanndraht 20 gr mehr
Hühnerdraht 1 m² zł —.68
Stacheldraht 12 gr Mtr.
Drahtgeflechtfabrik
Alexander Maennel
Nowy Tomyśl (Pozn.) W. 21.

Sämtliche Schreibwaren

Tinte, Federn, Hefte, Kanzleipapier, ferner Packpapier, schönste Bilderbücher für unsere Kleinsten in großer Auswahl und zu billigen Preisen im

DOM-Verlag, Lwów (Lemberg), Zielona 11

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.